

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wilibald von Schulenburg: Altertümer aus dem Kreise Teltow.

Altertümer aus dem Kreise Teltow.

Von

Wilibald von Schulenburg.

(Vortrag gehalten in der Brandenburgia-Sitzung am 18. März 1896.)

Bevor ich auf gewisse Altertümer aus dem Kreise Teltow eingehe, werde ich einige Mitteilungen machen über die Gegend, in der sie sich vorgefunden haben und zu einem geringen Teile noch vorfinden.

Wenn man von Zossen aus die Strasse nach Sperenberg verfolgt, so kommt man zuvörderst nach dem Dorfe Mellen an dem grossen See gleichen Namens. In Mellen haben sich, in der Gegend bereits eine Seltenheit, noch mehre altertümliche Gehöfte erhalten. Es wird der Hof durch einen hohen Bretterzaun von der Dorfstrasse abgeschieden. Auf dem Hofe selbst liegt das geräumige Wohnhaus, aus Fachwerk wie früher die meisten Häuser hier, mit einem Strohdach, und in seiner Längsrichtung, also mit der vordern Giebelseite, nach der Dorfstrasse zu. Zwischen Wohnhaus und Zaun liegt der Spieker, ein kleines Gebäude mit Strohdach, zur Aufbewahrung von allerhand Sachen, ebenfalls mit dem Vordergiebel nach der Strasse zu. Der Spieker ist hier im Aussterben. In vielen Dörfern wird man vergeblich nach einem solchen suchen. Doch findet man ihn auch in Niederdeutschland, so an der unteren Elbe. Ebenso im Aussterben, indess noch vorhanden in Mellen, ist die Schur, ein scheunenartiges Gebäude mit hohem Thordurchgang. Dann findet man noch in Mellen, wie allerdings auch in andern Dörfern, die hübschen alten Stallgebäude aus Fachwerk mit vorstehendem Trempel und einem Strohdach. Am Ausgange von Mellen steht eine ungewöhnlich schöne alte Linde von gewaltiger Grösse. Sie sollte beim Bau der Kunststrasse niedergehauen werden und nur der warmen Fürsprache des damaligen Landrats ist ihre Erhaltung zu danken. So erzählt man allgemein. Eine grosse alte Linde steht auch in Kummersdorf bei Sperenberg, vor der Oberförsterei. Daraus kann man sich eine Vorstellung machen, wie einst die Linden das Land in alter Zeit geschmückt haben. Unmittelbar hinter der grossen Linde von Mellen dehnt sich der

See aus. Er wirkt erfrischend wie jede grosse Wasserfläche, aber seine flachen Ufer sind, im grossen ganzen genommen, keineswegs malerisch, dazu fehlt es ihnen zu sehr an älteren Bäumen und Baumgruppen.

Von Mellen kommt man nach Saalow. Im Wiesengrunde rechts von Saalow sieht man noch ein Stück Erlenhochwald, um so mehr zu schätzen, als Erle und Weide jetzt fast geächtet sind, und doch wirken sie landschaftlich so schön bei uns. An demselben Wiesengrunde führt jenseit Saalow ein Weg entlang, der noch mit sehr alten Maulbeerbäumen bestanden ist, wie die Landleute sagen: vom alten Fritz her. Wir verfolgen den Weg nach Gadsdorf. Das Gelände steigt hinter Saalow bei der Mühle an und dehnt sich aus zu einer weiten bergigen Erhebung, die ihre Höhepunkte findet in zwei bekannteren Bergen, dem Domberg und dem (Saalower) Höllenberg. Zwischen beiden führt der Weg durch. Dieses bergige Gelände ist jetzt mit dürrer Kiefernwalde bestanden, früher standen vermutlich auch Eichen hier. Denn die ganze Landschaft westlich war vormals reich an schönen alten Eichen. Sie sind fast alle in den letzten vierzig, fünfzig Jahren niedergehauen worden. Jetzt ist die Gegend in dieser Hinsicht verarmt. Domberg soll die richtige Form sein, doch wird auch Doberg gesagt. Vielleicht kommt das Wort aus dem Deutschen, vielleicht aus dem Wendischen. Dann könnte man denken, hiess Domm einst duby, die Eichen. Im deutschen Volksmunde wurde daraus Duben und, bei dumpfer bequemer Aussprache, Duhm, doch mag es auch anders zusammenhängen. Ich kenne zwei Männer, die noch die wilde Jagd auf dem Domberge gehört haben, wie das Blasen auf einer Kindertrompete, aber nichts gesehen. Auch soll ein gemauerter Gang vom Domberg nach dem Saalower Höllenberg führen.

Der Höllenberg (225 Fuss über Meer) fällt auf der Westseite einige hundert Schritte weit steil ab. Dieser Abfall schimmert im Herbst und im Frühjahr in rötlicher Färbung weithin sichtbar. Es kommt daher, weil er mit Heidekraut bestanden ist und mit Bucksbart, einer Grasart. Dazu gesellt sich als drittes Finkenposch oder Finkenmoch, wie die grauen Moose hier heissen, weil die Finken ihre Nester davon bauen. Posch und Moch, Worte für Moos im Kreise Teltow, gebrauchen manche gleichmässig für einander, andere machen Unterschiede. Mir scheint, als wenn die alten Leute früher das Wort Moos nicht gebraucht haben. Moch ist das slavische und wendische Wort für Moos, davon die Namen Mochwitz und Mochow und die Mochheide, südlich Linow, in der Forst bei Baruth. In dem Kräuterich dieses Abhanges sieht man die wilden Kaninchen laufen; auch ein schwarzes bemerkte ich. Von der Höhe hat man eine hübsche Aussicht und sieht im Herbst bei der Neubestellung die Ackerstücke in allen Schattierungen von Schwarz bis Weiss unter sich liegen. Diesem Höllenberg gegenüber, auf etwa

1300 Schritt Entfernung, liegt ein anderer Höllenberg, nämlich der Gadsdorfer Höllenberg. Von diesen Bergen haben sie gekämpft, wird erzählt, und der Saalower Höllenberg soll eigentlich Heldenberg heissen. Höllenberg sei nur so platt für Heldenberg, wurde von einem einzelnen geäussert. Die Bemerkung ist nicht so ganz unbegründet, denn man spricht hier balle für balde (bald), Schwalle für Schwalbe u. d. Es giebt und gab in der Mark eine ganze Menge Höllenberge, aber auch Heldenberge; Beckmann erwähnt solche mehrfach. *von Saalow*

Wo der Weg nach Gadsdorf aus dem Thal zwischen Höllenberg und Domberg heraustritt bei dem Hofe des Besitzers Lutze, führt er durch ehemals sumpfiges Land. Nach einzelner Meinung soll unter ihm, früher genannt Joels-Damm, ein Steindamm liegen. Jedenfalls hatte dieser Durchgang vormals eine Bedeutung als Verbindung zwischen den Dörfern diesseits und jenseits. Bald steigt das Gelände wieder an bis zum Windmühlenberg. Am jenseitigen Abfall liegt der Kietz, ein Vorort mit zwei Dorfstrassen, zur Dorfgemeinde Gadsdorf gehörig. Früher, angeblich im Jahre 1825, bestand der Kietz nur aus einem Gehöft, dem Schmidt Pohle gehörig. Damals brannte das Dorf Gadsdorf zu einem Teile ab und „die beiden Alt-Büdnere Wolter und Spieth mussten heraus nach dem Kietz und sich da aufbauen“. Man ersieht hieraus, wie vorsichtig man sein muss bei der Beurteilung solcher landschaftlicher Verhältnisse der Vorzeit, wenn bestimmte Urkunden oder Zeugnisse fehlen.

Am Ausgange des Kietz liegt ein kleiner Teich oder Pu^l. Denn von den alten Leuten wird noch das alte o und e, z. B. Du^k (Tuch) und Fu^{da} (Futter) vielfach gesprochen. Dieser Teich heisst Tränke. Das Wort Tränke führt uns zurück in die Zeit der alten Gemeinde-Felderwirtschaft und des Hütewesens. Als das Vieh noch draussen weidete, was ihm wahrscheinlich auf die Dauer besser bekommen ist, als die heutige Stallfütterung, vielfach in dunklen Ställen ohne Luft, Licht und Bewegung, wie ja dem Menschen das andauernde Stubensitzen auch nicht bekommt, da wurden hier wie anderwärts Tränken ausgegraben, Wasserlöcher, wo natürliche Wasserstellen fehlten. Tränke wird und ist deshalb schon Flurname geworden, ähnlich wie Upstall und Nachtbucht. Upstall (hochdeutsch Aufstall) war die Gänseweide, irgendwie ein Grasanger mit einer Tränke, auch mit Büschen bestanden und mit einem Gehäge umgeben, wo die Gänse weideten. Ohne Kenntnis der Sachlage wäre aus dem Worte allein die Bedeutung nicht zu erklären. Welche Irrtümer mögen über uralte Namen umgehen! Eine Nachtbucht hatte früher jedes Dorf; die Pferde wurden des Abends hineingetrieben und weideten die Nacht darin. In der Tränke am Kietz sind jetzt noch Hechte, „Piezen“ (Peizger) und „Stäkerlinge“, die die Kinder, nackt im Wasser, mit Körben fangen und in dem Graben, der von der Tränke durch den

Luderbusch sich hinzieht, blühen in stiller Pracht die weissen Blüten der Plumpen (*Nymphaea alba*). Früher sollen hier die natürlichen „Wasserlöcher“ reich an Fischen gewesen, seit der Nutheregulierung der Fischbestand geschwunden sein.

Einige hundert Schritte weiter kommt man nach dem Dorfe Gadsdorf, platt gesprochen Goadsörp. Durch Gadsdorf führt die „Chaussee“⁺ von Trebbin nach Sperenberg. Früher hatte das Dorf als Fahrweg nur einen Ein- und Ausgang. Es war rund gebaut und am südlichen Ende, nach Sperenberg zu war nur eine Jazze (Gasse), auf der das Vieh zur Weide getrieben wurde, und die Pferde nach der nahen Nachtbucht. Die Nachtbucht besteht heute aus sieben Gehöften, früher aus einem schönen Hain, von dem noch alle älteren Leute mit einer wahren Begeisterung sprechen. Es waren darin alte Eichen, Rüstern, Elsen und Birken, und viel Unterholz. So werden namentlich genannt Faulbaum, Henderschkene und Malineken. „Das Holz der Eichen war wie Eisen; solch Holz giebt es nicht mehr.“ Es waren Laubgänge ausgetreten und wer nicht bescheid wusste, fand sich nicht wieder heraus. Viele Vögel sangen darin, Nachtigallen, Drosseln, Grasmücken und Staare. Jetzt giebt es keine Nachtigallen mehr in der Gegend, vor acht bis zehn Jahren waren die letzten im Dorf und im Gebüsch an den Sumpfwiesen. Auch habe ich keine einzige Schwarzdrossel bemerkt, doch giebt es viel Drosseln in der Kummersdorfer Forst. Ebensowenig sah ich Staare nisten, wenschon sie in grossen Schwärmen umherzogen. Gelegentlich der „Separation“, nach 1848, wurde die Nachtbucht niedergehauen und heute sind an ihrer Stelle dürre Grasanger, unfruchtbare Wiesen und leichter schlechter staubiger Ackerboden. Aber das ganze weit ausgedehnte Gelände heisst noch heute Vogelgesang im Munde des Volkes und bewahrt im Namen die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit.

Auf dieser Seite des Dorfes, 500—600 Schritte lang bietet die Chaussee einen merkwürdigen Anblick. Sie ist auf beiden Seiten bepflanzt mit einem fremdartigen Baum, der seine hässlichen Äste und Zweige wie Gespensterarme in die Luft streckt. Noch Mitte Mai (1895) sah ich die Blätter unentwickelt, während unsre Bäume und Sträucher schon im frischen Maiengrün prangten. Schatten giebt er auch nicht und an den langen Dornen, so klagen die Landleute, verwunden sich die Kinder. Er ist also hässlich, unnütz und schädlich. Wie mir Herr Professor Ascherson freundlichst mitteilte, ist es *Gleditschia Triacanthos*. Als Eingang in ein märkisches Dorf erwartet man Linden, oder andere heimatische Bäume.

Eine halbe Stunde von Gadsdorf liegt das Dorf Lüdersdorf, im Volke gesprochen Lühdsörp. Oben, nördlich vom Dorfe, der Twarchberch (Zwergberg), auch auf der Generalstabskarte verzeichnet; etwa zwischen beiden das Gut Wilhelminenau, neueren Herkommens. Drei-

⁺ ist gewissig Dorfau. Gadsdorf hier nicht liegen

viertel Stunden von Lüdersdorf. gegen Norden, Christinendorf. Zwischen diesen drei Dörfern erhebt sich ein bergiges Gelände. Es muss von Bedeutung gewesen sein im Altertum für die Ansiedlung, auch in Hinsicht auf Schutz und Verteidigung. Als ich in den letzten Jahren zufällig hier war, hörte ich eines Morgens Kanonendonner und als ich dem Schall nachging, sah ich die Höhen südlich von Christinendorf von mehren Regimentern Fussvolk besetzt und Geschütze im lebhaften Feuern. Ein Landmann, der sich zu mir gesellte, — er hatte den ganzen Krieg 1870 und 71 mitgemacht — erklärte mir, diese Stellung sei uneinnehmbar und setzte die Gründe auseinander. Es schien, als sollte er Recht behalten, denn der Feind versuchte den linken Flügel zu umfassen. Ob dieser Angriff als gelungen betrachtet wurde, ist mir unbekannt geblieben. Ich habe früher einmal gehört, 1866 sei die Nuthelinie zur Verteidigung, für Berlin, ins Auge gefasst worden, falls unglückliche Ereignisse eintraten, was in jedem Kriege vorkommen kann. Ob es richtig war, weiss ich nicht. Noch jetzt ist das ganze Berggelände zwischen den drei Dörfern rings von sumpfigen Wiesen umgeben, früher von offenen Morästen und Seen. Über den Rücken der Erhebung zieht sich die „Chaussee“ von Trebbin nach Sperenberg, beschwerlich für das Lastvieh, wegen ihrer Steigungen und Senkungen. Sie folgt dem Laufe der alten Landstrasse, und jedenfalls ging hier auch im Altertum ein Verbindungsweg. Denn vormals legte man die Wege über die Höhen, wie in unserer Zeit durch die Niederungen.

Wenn man beim nördlichen Ausgang von Gadsdorf einen Feldweg verfolgt, so gabelt sich dieser nach einigen hundert Schritt. Der linke Seitenweg heisst Weidemarkweg; der rechte Dahrenweg, weil er durch eine Feldmark führt, genannt die Dahren.

Das Wort Dahren mag deutsch oder wendisch sein. Wendisch heisst dar die Gabe, das Geschenk, darjenje das Geben; ein Dorf in der sächsischen Oberlausitz im deutschen Volksmunde Dahren, im wendischen Darin, das Schmalherleitet vom Eigennamen Dara, der Geber. Es giebt noch ein Landstück hier nach der „Chaussee“ zu, nahe dem jetzigen Kirchhof, das die „kurzen und die langen Bahren“ heisst. Bahren mag auch deutsch oder wendisch sein. Baran heisst wendisch der Widder, und nach Zwahr die Ramme und der grosse Hammer in den Öl- und Eisenhammern. Ein Dorf bei Sorau in der Niederlausitz heisst wendisch Baran und deutsch Bahren. Doch hängt es vielleicht ganz anders zusammen. Landleute sagten mir, dass früher in Lüdersdorf ein Mann lebte, der Bahr hiess und „von den Wenden abstammte“. Noch fand ich ein Landstück, genannt die Gliene. Der Boden ist dort zum Teil lehmig. Glina heisst wendisch Lehm, davon Glienicke u. a. Dies sind die einzigen wendischen Flurnamen, die ich um Gadsdorf herum gefunden habe. Herr Dr. Hammer hat, in seinen Schriften über

die Ortsnamen der Provinz Brandenburg, den Namen Gadsdorf aus dem wendischen gat erklärt. Noch heute heisst in der serbischen Sprache der lausitzer Wenden gat der Teich. Ebenso dürfte man auch das deutsche Wort Gat zur Erklärung herbeiziehen. Trotz aller Nachforschungen sind mir auch keine Altsachen aus wendischer Zeit zu Gesicht gekommen.

Am Weidemarkwege linker Hand liegt zunächst der spitze Berg, ein häufiger Name mit ähnlicher Bedeutung wie Scharfenberg. Jetzt zu einem Teile abgestochen, zeigt er am Wege eine steile weisse Sandwand so recht wie ein „witten“ Berg ins Land hinein. Hinter dem spitzen Berg liegt ein Sumpf, das Kerkluch, hochdeutsch Kirchluch. Beziehungen zur Kirche waren nicht nachweisbar, sind auch nicht wahrscheinlich, da die nächste Kirche in Christinendorf liegt. Eine mehr als siebzigjährige „kluge Frau“ aus Thyrow, Grossmutter Becker, eine Allraune, die neben einem ausgezeichneten Gedächtniss eine vorzügliche Erzählergabe besitzt, wie man sie in jüngeren Kreisen jetzt vergeblich sucht, meinte, das Kerkluch heisse daher, weil die Leute zur Kirche da vorbeigehen, und thatsächlich sind solche Namen so entstanden. Ich glaube aber nachweisen zu können, dass hier der Name Kerkluch viel älter ist und eine ganz andere Bedeutung hat.

Hinter dem Kerkluch liegt ein Kiefernstangenholz, etwa 500 mässige Schritt lang, genannt das Hobrechtsche. Im Beginn desselben sieht man ganz flache sandige Erhebungen, genannt Twerchberje. Vor 50, 60 Jahren noch waren hier Hügel. Darin sah ein alter Mann, als Kind, Töpfe und Scherben und Knochen und „Ziegel“ (wohl rot gebrannte Scherben) und einen „Gang“, der hineinführte, und mit einem Steine bedeckt war. Seine Aussage wurde mir gegenüber von „Gebildeten“ als Schwindel bezeichnet, aber sie hat sich glänzend bewährt. Das Hobrechtsche ist erst, seit angeblich 36 Jahren, bewaldet. Früher wurde es beackert mit Ausnahme der Twerchberje, weil sie zu „berjich“ waren, also wohl lange Zeit hindurch.

Hinter diesem Kieferngehölz liegt der Klappbusch. Busch heissen auch hier Sümpfe und Niederungen, wenn sie mit Laubholz bestanden sind, mag dies jung oder alt sein, im Gegensatz zur Fichtenheide oder Heide, die in der Mark vorzugsweise aus Kiefern besteht. Ich erfuhr, dass der Klappbusch so hiesse, weil früher hier eine Pflanze wuchs, deren Blätter man kiepenweise schnitt und an die Schweine verfütterte, die davon fett wurden; dann dass sie wie Löffel aussahen. Da wurde klar, dass es die Blätter der Schlangenzwurz waren, der *Calla palustris*, die auch in Büchern Schweinekraut heisst und nur vereinzelt noch im Klappbusch wächst, weil er nicht mehr so wasserreich ist wie vordem. Dagegen sah ich die Klappe in grosser Menge, in Beeten, von 15—20 Fuss Länge, in offenen Sumpflöchern der Kummersdorfer Forst.

Hinter dem Klappbusch, nach Norden zu, steigt das Gelände bergig an und heisst Weidemark.

Westlich vom Klappbusch liegt, ebenfalls schon auf bergiger Erhebung, ein Kieferngehölz, auch genannt das Hobrechtsche und zu dem erstgenannten gehörig. Ich werde weiterhin das Land zwischen Kerkluch und Klappbusch „Hobrechtsche I“, und das westlich vom Klappbusch gelegene „Hobrechtsche II“ nennen.

In der Nähe beider liegt ein runder Sumpf, Springluch, vereinzelter Sprintluch, genannt. Spring heisst Quelle, die hier sein sollen. Sprint heisst auch ein ausgetrockneter Teich an der Mühle beim Dorfe Wittstock. In der Altmark, fand ich, machte man einen Unterschied zwischen Spring und hamelflötigen Stellen. Spring bezeichnet dort eine Quelle, die sichtbar aus der Erde vorquillt, hamelflötige Stellen sind feuchte, nasse Stellen im Acker oder Gelände, weil eine Quelle unter der Erde ist.

Auf der rechten Seite des Weidemarkweges hebe ich hervor die Sandkute (Sandgrube) von Bauer Weber, die Äcker von Bauer Weber und das wüste sandige Landstück Steenstückn (Steinstücken), so genannt, weil viele Steine hier waren, jetzt zum Teil mit Kiefernpflanzen besetzt; früher, etwa noch vor 50—60 Jahren, beackert, seitdem als Acker aufgegeben. Hinter Steinstücken liegt eine Wiese, die früher durch eine schmale Niederung mit dem Klappbusch verbunden war.

Hinter derselben liegt der Hörzeberg oder Herzeberg. Wie ich das erste Mal den Namen hörte, dachte ich unwillkürlich an den Hörselberg und die schöne Frau Holla. Hörze, Herze heisst hier bei den Landleuten die Hirse. Dieses z hörte ich auch in mehreren andern Worten, so mehrmals von alten Leuten Mi^ze, statt des üblichen Mi^se. Eine Mi^se heissen die doppelbördigen Grasraine zwischen Äckern. Oft zieht sich in der Mitte der Mi^se ein Graben hin, sei es ein trockner oder nasser. Für Mi^se hörte ich vereinzelt auch Schönung, nicht von schön, sondern für Schonung. Küzel heisst hier ganz allgemein der Wockenstock, unzweifelhaft von dem wendischen Worte ku^zel (= Rocken). Es hat sich sogar im deutschen Volksmunde ein Zeitwort küzeln davon gebildet. Wenn ich, um die Bedeutung festzustellen, alte Frauen oder junge Mädchen darnach fragte, so ging immer ein stillvergnühtes Lächeln über die Gesichter. Es war nämlich früher Brauch und ist es noch jetzt, wenn „die Jungen“ (d. h. junge Männer) abends in die Spinnstube treten, dass sie den Wocken vom Wockenstock abziehen. Die Spinnerin muss ihn dann mit einem Kuss wieder einlösen, das heisst küzeln. Ebenso heissen frei stehende junge Kiefern, die sich deshalb nach allen Seiten üppig entwickeln und anderwärts Kuseln (kurzes u und weiches s) oder Kuscheln genannt werden, hier auch Kuzeln. In Berlin hört man, allerdings nur im gröberem Volkston, aber das giebt ihm im vorliegenden

Falle Wert, du-zig (kurzes u) für dumm, und ebenso Nu-ze (kurzes u) für Nase. Frauen in Berlin hörte ich kleine Kinder mit dem beständig wiederholten „bu-ze, bu-ze“ einwiegen. Es wird deshalb das z, das hier im deutschen Volksmunde auftritt, zum Teil wenigstens, aus dem Slavischen herkommen. Beiläufig bemerkt, spricht man hier auch neuschierich statt neugierig, wie ich, früher, in Hinterpommern im Rügenwalder Bezirk abwechselnd Jarmund und Żarmund hörte u. d. m. Wenigstens ein älterer märkischer Schriftsteller schrieb Hirsche. Herr Geheimrat Friedel hat seiner gedacht im Anschluss an den Vortrag des Herrn Professor Ascherson über die Bluthirse in der Mark. Ich vermute, dass die Leute früher, wenigstens hier und da, Hirze sprachen, und nicht Hirsche. Wenn es nicht geschrieben wurde, mag es daran liegen, dass man, wie früher überhaupt, das Volkstümliche besonderer Beachtung nicht für wert hielt, oder den Unterschied zwischen sch und z nicht heraushörte, oder aber weil man kein entsprechendes Buchstabenzeichen hatte. Für wissenschaftliche Zeitschriften bei uns ist die Einführung des Buchstaben z durchaus notwendig. Er ist schon seit langer Zeit üblich in der wendischen Bauernschrift der Lausitz. Es ist doch zu umständlich, jedesmal auf die Aussprache des j im Französischen hinzuweisen. In seiner Abhandlung über die Mundart des Kreises Guben*) verzeichnet Herr Dr. Kupka Hirsche für Hirse. Auf Anfrage teilte mir Herr Gander mit, dass sowohl in Guben selbst, in der Crossener Vorstadt wie in der Werdervorstadt, und auch nördlich von Guben, z. B. in Coschen, Hirze gesprochen wird.

Ein jetzt 85 Jahre alter Greis, Grossvater Schulze, noch vor kurzem eine lebende „Chronik“ dieser Gegend, dessen Erinnerungen leider nicht niedergeschrieben wurden, sagte mir vor einigen Jahren, dass der Hirseberg früher zum Lehnschulzengute in Gadsdorf gehörte und die Nutzniesser jährlich einen Scheffel Hirse dafür geben mussten, wie heute „Rente“. Im vorigen Jahr war sein Gedächtnis bereits erloschen und er wusste nichts mehr davon. Thatsache ist, dass der Hirseberg früher beackert wurde an den Seiten, nur die Höhe war bewaldet, und man Hirse und Buchweizengrütze dort baute. Jetzt habe ich Hirse und Buchweizengrütze hier nirgends mehr gesehen; Buchweizen nur noch als Grünfutter im Herbst für das Vieh.

Hinter dem Hirseberg dehnt sich eine weite Sumpfwiese aus, die auf drei Seiten den Höllenberg umfasst. Sie hat in ihren verschiedenen Teilen verschiedene Namen. Meist wird sie schlechtweg unter einem ihrer Teilnamen „die Fulsei, die faule See“, auch Fäulensee vereinzelt, genannt. Sie liegt 124 Fuss über Meer. Ein Blick auf diesen Wiesengrund lehrt, dass hier einst ein langgedehnter See war, auch zeigt es

*) Niederlausitzer Mitteilungen. III. 371.

der Name an. Faule See, oder ähnlich, heissen öfter zuwachsende Wasserflächen. Faul heisst dieses Gelände, weil es keinen festen Grund hat und der Boden schwankt.

Jener Grossvater Schulze stiess vor langen Jahrzehnten in der faulen See, die früher nasser war, mit dem Fuss gegen einen harten Gegenstand. Es war die Spitze von einem Kahn, der im Sumpfe lag.

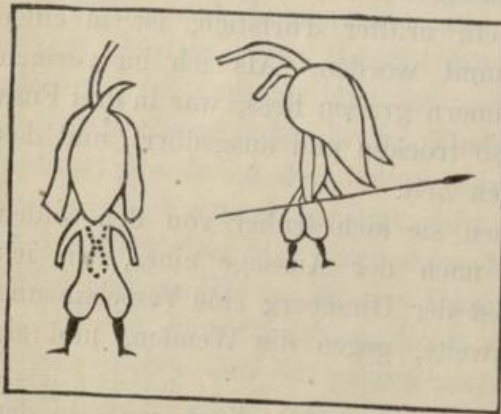
Im weiteren Umfange ist der Höllenberg, auch heute noch auf der vierten Seite gegen Norden, von Sumpfwiesen umgeben. Es muss in der Vorzeit ein sehr stattlicher Berg gewesen sein. Noch jetzt fällt er auf zwei Seiten, gegen Süden und Westen, ziemlich steil ab. Tiefe Schluchten sind hier durch Regengüsse eingerissen. In unserer Zeit verliert der Berg sehr an Masse, auch verflacht er mehr. Es hat dies wunderbarer Weise einen rein landwirtschaftlichen Grund. Aus verschiedenen Ursachen wird in den Bauernheiden viel Mull oder Müll geharkt, das heisst Streu, nämlich Nadeln und was sonst noch von den Kiefern abfällt. Deshalb fehlt dem Erdboden die fruchtbare Narbe, von Moos ist überhaupt nichts mehr zu sehen. Er ist so glatt wie ein Tanzsaal, hier wie in den sonstigen Bauernheiden. Alles fruchtbare Erdreich wird fortgeschwemmt. Nach andauernden Regen zeigt der Berg, wie andere Höhen, fast eine ähnliche Erscheinung wie, bei ruhiger See, der flache Grund des Meeres und unserer Landseen, wo man im Sande einen vollständigen Abdruck von dem Netzwerk der Wellenbewegung sehen kann, nur dass hier, so zu sagen, die Wellenkämme aus dem Antrieb der fruchtbaren Bodennarbe bestehen. Infolge davon wird das Holz immer schlechter. Das Holz aus den Bauernheiden hat viel weniger Holz- und Geldwert als das aus der benachbarten königlichen Kummersdorfer Forst. Das ist die Folge des übermässigen Streuharkens. Ein Wasserloch am Fusse des Höllenberges, ein uralter Torfstich, ist in einer Gewitternacht mit Sand zugeschwemmt worden. Als ich im vorigen Sommer auf dem Berge nach Altertümern graben liess, war in drei Fuss Tiefe der Boden noch wie Asche, so trocken und ausgedörrt, und das war in der ersten Hälfte der trocknen Zeit.

Nach vereinzelter Aussage haben sie sich früher von den beiden Höllenbergen aus beschossen, und nach der Aussage eines, wie ich hinzufüge, belesenen Landmannes, „ist der Hirseberg eine Verschanzung gewesen, und der Höllenberg die zweite, gegen die Wenden, und sie haben gekämpft.“

Hier am Höllenberge, der 206 Fuss über Meer liegt, muss in der Vorzeit die Landschaft wunderbar schön gewesen sein. Denn Erhebungen springen hier und da vor und schnitten ein in die Wasserfläche. Früher war hier mehr Laubholz; uralte Eichen zeigten ihre breitgewölbten Kronen. Diese und die Berge spiegelten sich in der klaren Wasserfläche der Seen mit ihren geschwungenen Umrisslinien.

Viele Vögel sangen in den Bäumen und Büschen, die schmalen Kähne der Bewohner eilten über das Wasser und Fischer fingen mit leichter Mühe die Fische am Schilfgelege oder im Röhricht. Jetzt ist das alles verschwunden, die Landschaft verödet und verarmt. Nur wenn im Herbst die Abendsonne mit ihrem milden Glanz die Wipfel der Kiefern auf dem Berge erleuchtet, während unten die Wiesen schon im kühlen Schatten liegen, dann gewinnt auch diese Landschaft noch einen Reiz. Bedenkt man, wie reich die Mark an solchen Gegenden ist, so kann man sich mit voller Sicherheit vorstellen, wie reich sie einst an Naturschönheiten, an anmutigen, lieblichen, aber auch grossartigen Bildern war. Von „Sandbüchse“ keine Spur. Es liegt in der Hand der Menschen, das wieder aus ihr zu machen. Das Laubholz ist gänzlich im Schwinden, und mit ihm das Wasser und die Fruchtbarkeit. Nur am Saam der Sumpfwiesen sieht man noch Eichen, Elsen, Rüstern, Hainbuchen, Birken und Espen, und von Büschen Werft und Weiden, Faulbaum, Älen, Schneeball, Spillbaum, Hendrischken, Haselnüsse und Brombeeren. Je mehr man die Büsche von Jahr zu Jahr niederhaut, desto mehr schwinden die Singvögel. Darin finden sie Schutz vor ihren Feinden und können nisten. Dazu kommt, mit den Schnellfeuerwaffen, die Vertilgung unsrer deutschen Säger in Italien und Südtirol. Sind sie ausgerottet, wird der Schaden nicht ausbleiben. In den sumpfigen Wiesen am Höllenberg waren immer Schildkröten; noch im letzten Sommer wurde eine gefangen, ebenso vormals eine im pflanzenreichen Pule des Dorfes bemerkt.

Das Gras dieser Sumpfwiesen taugt nicht viel, dagegen wird im Frühjahr das Auge vielfach durch die Pracht der Kuckuksblumen erfreut. Die alten Leute wussten noch, dass bei einer Art an der Wurzel eine



weisse Hand ist und eine schwarze. Die weisse Hand ist grösser, das ist die Gotteshand, und die schwarze, das ist die Deibelshand. Diese Wurzel wurde früher zu mancherlei gebraucht. Der Liebhaber hat hier Gelegenheit, sich einen kleinen weissen und schwarzen Gott aus der Wurzel zu schnitzen, den beliebten bely bog und den cerny bog, den weissen und den schwarzen Gott der Wenden. Auch bemerkt

man vielfach die prächtige *Orchis militaris*, die jedem Blumentisch zur Zierde gereichen würde, in Büchern Helmert genannt, weil die einzelne Blüte einem grossen Helme gleicht, unter dem man den ganzen Kriegsmann sieht, mit seinem Rumpf und den beiden Armen und Beinen, wenn man will auch noch Knöpfe und Zierrat auf dem Wamms. Ich

habe nebenbei eine solche Blüte, einen solchen kleinen Helmerding, etwas vergrössert nach der Natur gezeichnet, und unten noch Füsse hinzugefügt. Man ersieht daraus, wie das Volk, auch ohne grossen Aufwand von Einbildungskraft, manche Erscheinungen der Pflanzenwelt lebensvoll gestalten kann. Es wäre wünschenswert, wenn einmal ein Pflanzenkenner, mit volkstümlichem Sinne begabt, die „mythologischen“ Beziehungen unserer Pflanzenwelt nach dieser Richtung hin klarlegte. Es würde das eine wertvolle Ergänzung des mythologischen Wissens bilden, denn bisher waren unsere Mythologen wohl nicht pflanzenkundig.

Auf Wiesen nördlich vom Höllenberg, und südlich von Gadsdorf an der Strasse nach der Forst zu, bemerkt man mehrfach Hexenringe; unbeachtet und ohne Namen hier im Volke. Doch hatte der grösste nur 11 Schritt Durchmesser, während ich in Oberbayern an einer Leite einen „Hexentanz“ sah von 35 Schritt Durchmesser und einem Alter von mindestens 30—40 Jahren. Auf den Wiesen hatte ich auch mannigfaltige Gelegenheit, mich im eignen Heiligenschein zu sehen. Bekanntlich, wenn man im Herbst morgens früh bei niedrigem Stand der Sonne vor ihr steht und der Schatten auf thaunasses Gras fällt, bildet sich um den Kopf ein lichter Schein, zurückgeführt auf die Strahlenbrechung in den Thautropfen des Grases. Ohne auf die Tierwelt einzugehen, bemerke ich nur, dass in dieser Gegend zwei seltener gesehene Vögel vorkommen, die Trappe und der schwarze Storch.

* Es hatten sich hier noch allerhand bemerkenswerte Sitten, Gebräuche, Anschauungen und sonstige Überlieferungen erhalten, weil die Ortschaften, bisher mehr abgelegen vom Grossstadtverkehr und den Eisenbahnen, in der bisherigen Einfachheit und dem früheren schlichten Wesen verblieben. Doch vollzieht sich ein vollständiger Wandel in unseren Tagen. Mancherlei von Grossschulzendorf habe ich bereits in meinem „Wendischen Volkstum“ gebracht. Nur das hebe ich hervor, dass sich das Plattdeutsch der ganz alten Leute, nach meinem Gehör wenigstens, in der Klangfarbe bemerkenswert abhebt von der Sprache der jüngeren Leute. So hörte ich bei greisen Leuten für hochdeutsch „kommen“ nicht nur „köamen“, sondern fast „kwamen“, wie im Holländischen. Noch will ich bemerken, dass hier in gebildeteren Kreisen die Volksforschung vielfach, trotz ihrer heimatlichen Bedeutung, nur geringer Achtung sich erfreut. Meine Nachforschungen galten in diesen Kreisen als oberflächliche Spielerei. Alte Leute, die noch Sagen wissen, werden einfach als „Lügner“ und „alte Schwindler“ bezeichnet. Also so ungebildet ist man in gebildeten Kreisen noch in dieser Hinsicht, dass man alte, von der Wissenschaft hochgeschätzte Überlieferungen, die zum Teil zurückgehen in das graue Altertum unseres Volkes, zum Teil in die ältesten Zeiten der Menschheit überhaupt, als Lügen einzelner Leute

brandmarkt und schlecht macht, so dass sich schon niemand mehr damit hervortraut.

Ich gehe nun zu den Altertümern selbst über.

1. Oben auf dem Gadsdorfer Höllenberg fand ich die letzten Spuren von einem alten germanischen Rundwall, alten Männern bekannt unter dem Namen „alte Schanze“, angeblich aus dem Schwedenkriege, länglich-rund, lang etwa 140—150 mässige Schritt, breit 110—120 und in der Mittellinie des ehemaligen Walles 480—490. Der Wall ist ganz verwaschen, der Rundwall selbst nach innen zu flach schüsselförmig. Ich habe im Jahre 1894 mehrmals hier nachgraben lassen. Es fanden sich an drei, vier Stellen im Innenraum germanische Scherben, alles ganz kleine Bruchstücke nur; einmal an einer Stelle im Wall ein Scherben; ausserhalb des Walles an einer Stelle Scherben und kleine Knochenstücke von Leichenbrand. Die anwesenden Landleute meinten, dass die Erde zur Aufschüttung unten von einer ebeneren Stelle des westlichen Abhanges des Höllenberges entnommen sei.

2. Der Hirseberg, 20—30 Fuss etwa hoch, und lang etwa 200 kleine Schritt, ist getrennt nach Westen hin durch eine 15 Schritt breite Mulde von einer anderen bergigen Erhebung. Vielleicht war hier einst ein Graben, doch ist das nur Vermutung. In seiner Lage erscheint er fast wie ein Vorwerk zum Höllenberg. Vor Jahrzehnten wurden hier Steine herausgenommen und zum Chausseebau verkauft; dabei kamen Gräber zum Vorschein. Ich habe wiederholentlich mir berichten lassen über dieselben von Landleuten, die damals als Gräber beim Steinesuchen thätig waren. Nach ihren Aussagen ergibt sich folgendes. Es waren hier etwa 12—15 vorgeschichtliche Gräber vorhanden, die sie für Wohnungen der Zwerge hielten und als solche erklärten. Sie sagten: „Sie waren wie Backofen, später ist das Dach eingebrochen und Sand darüber geweht.“ Auf dem Lande bestehen die „Backen“, wenigstens wenn sie so zu sagen vorschriftsmässig sind, aus dem runden Lehm- oder Steinmantel und zwei kurzen Mauern vor dem Ofenloch, den „Windkehrern“, die verhindern sollen, dass Funken und Feuer nicht so ausfliegen. Das ist das Bild, das bei dem genannten Vergleiche den Leuten immer vorschwebt. Dass Tote hier beerdigt, davon wussten sie nichts, auch jetzt nicht. Jedes Grab bestand aus einer kreisrunden Mauer, aus grossen Feldsteinen gelegt, etwa 2—2½ Fuss hoch und ebenso breit. Dieselbe hatte eine Öffnung, einen Ausgang; wie ich feststellen konnte, nach Westen. Von diesem Ausgang führte ein Gang nach aussen, etwa 10 Fuss lang und 3 Fuss breit, auf jeder Seite mit einer Mauer eingefasst. Vertiefungen in der Erde wurden mir noch als die „Rinnen von diesem Gang“ gezeigt. In der Mitte der runden Mauer war eine Fläche von Steinen. Manchmal lag auch noch so ein Stein darauf, „der von der Mauer darauf gefallen war“. In der Mitte fanden sich „Töpfe,

Scherben, Knochen, Gehirn (d. h. Schädel), alles von der Erde eingedrückt; es heisst auch: „in der Mitte ein Topf mit kleinen Knochen“. — Auch soll einmal ein Ring von Messing sich dabei gefunden haben (?) — Mehrmals fanden sich kleine „Pfeifen von Thon“, eine Spanne lang (etwa 17—18 cm); auch „Asche“ von Brandherden. Es sollen mehr als 100 (?) Schachtruten Steine ausgegraben sein. Ein „Naturforscher“ war zugegen. Soweit die Aussagen. Alle diese Gräber sind bei dem Steinegraben zerstört worden. Ich habe bei wiederholentlichem Nachsuchen noch germanische Scherben gefunden, meist rötlich gebrannt, zum Teil von grossen Gefässen. Es zeigen diese Gräber denselben Grundriss wie die Steinkammergräber in Dänemark und Schleswig-Holstein. Ich hatte schon in meinem Vortrag über die Lutschen der Niederlausitz hingewiesen darauf, dass auch im Spreewald, wenigstens in einem Dorfe Boblitz daselbst, die Lutschen (Zwerge) solche Löcherchen (d. h. Wohnungen, hier Gräber) hatten, „wie Backöfen in die Erde hinein“. Sicherlich darf man einen Zusammenhang zwischen solchen Gräbern annehmen.

Die Angabe von den Pfeifen könnte wunderlich erscheinen. Ich bemerke aber, dass ich auf dem vorgeschichtlichen Friedhof zu Müschen (1878?) ebenfalls zwei Thongeräte*) fand, aussehend wie grosse Tabakspfeifen, an einem Hauptgrabe, deren Zweck bis jetzt noch nicht mit Sicherheit erklärt ist. Sie wurden von mir der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde übergeben. Der Pfeifen wegen erwähne ich, dass sich in jenem Grabe zu Müschen, und zwar neben die grosse Toturne gelegt, ein runder Gegenstand von Sandstein vorfand, so frisch und neu, wie ich ihn aus der Erde nahm, als wäre er eben aus einer Werkstatt gekommen.

3. Das Landstück Steinstücken war noch in den letzten Jahren auf der vordern Hälfte vielfach mit Scherben von germanischen Gefässen bedeckt. In der nördlichen Ecke lag ein grosser Steinhaufen. Diese Steine hatten in der Erde gelegen und waren ausgegraben worden. Sie stammten von dem Grabe einer, sicherlich hervorragenden, Persönlichkeit, denn ich fand unten an einem der ziemlich grossen Steine noch die Reste von einer Toturne und von Leichenbrand mit dem grauen Sande einer hiesigen tieferen nassen Bodenschicht festgeklebt, „angebacken“. Im vorigen Jahre wurde eine „Chaussee“ von Trebbin aus über Lüdersdorf gebaut. Dazu, zum Verkauf, sollten wieder Steine auf Steinstücken ausgegraben werden. Mittels eines eisernen Suchers konnten wir, ich und der Sohn des Besitzers, einen grossen Steinkreis in der Erde feststellen. Mein Vorschlag, ihn gleich freizulegen, wurde wegen dringender Feldarbeiten abgelehnt. Ich musste dann wieder auf einige Tage nach Berlin, wo sich mein Aufenthalt verzögerte. Vorher aber

*) Abgebildet in der Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen. 1879. XI. 442.

hatte ich mir das bestimmte Versprechen geben lassen, dass vor meiner Rückkehr der Steinkreis auf keinen Fall ausgegraben würde. Als ich wiederkam, waren die Steine ausgegraben und der Steinkreis zerstört. Es war Regenwetter inzwischen gewesen und da hatte man diese Arbeit vorgenommen. Ich habe alsdann wiederholentlich an dieser Stelle nachgraben lassen. Aus alledem, was ich selbst noch sah, ergab sich folgendes.

Der Steinkreis lag in der Erde, ziemlich hoch von Flugsand bedeckt. Er bestand aus einer länglich runden Mauer, von Osten nach Westen im Durchmesser (soweit festzustellen war) 13 m, von Norden nach Süden 10,5 m. Das Gemäuer war $2\frac{1}{2}$ —3 Fuss hoch und ebenso breit, sehr sorgfältig und glatt gelegt aus grossen Feldsteinen, von denen viele 3—4 Fuss und länger waren, die meisten so gross, „dass nur zwei, drei Mann sie heben konnten“. Sie mussten meist in der Erde mit dem eisernen Hammer zerschlagen werden, um sie herauszubekommen. Die Lücken zwischen den grossen Steinen waren mit kleinen ausgefüllt. Mir wurde gesagt, dass 6 Fuhren Steine, zu zwei Pferden die Fuhre, hier herausgekommen sind. Der Kreis hatte zwei Ausgänge, scheinbar etwa 4 Fuss breit, zwischen beiden ein Stück Steinmauer etwa 5—6 Fuss lang. Beide Ausgänge lagen nach Westen, der sinkenden Sonne zu, der eine nach meiner Bestimmung in der Mittellinie nach S. W., der andere gegen Nordwest. Wie ich, es war wohl am Tage Allerseelen (2. Nov.), im Steinkreis stand und die Sonne schon sehr niedrig war, sah ich sie von meinem Standpunkt aus genau in einer Linie mit der Mitte des südwestlichen Ausganges. Die Erscheinung war so auffällig, dass ich meinen ländlichen Begleiter darauf aufmerksam machte und auch dieser sein Staunen kundgab. In der Mitte, etwa 4 Fuss tief, fand ich Knochen, Scherben und ein Stück von einem kleinen flachen Gefäss. Es war also ein Grab in der Mitte. Ebenso lagen 47, meist faust- bis kopfgrosse Steine, nur 4—5 waren grösser, auf dem Quellboden, aber nicht als Pflaster. Weshalb? lautet hier die Frage. Ein zweites Grab fand ich ausserhalb, 2 Fuss westlich vom Kreise, in einer Tiefe von 4 Fuss. Es war die Füllung von einer grossen Toturne, bestehend aus Knochenasche und sehr hart gewordenen grösseren Knochenstücken von Leichenbrand. Die „Urne“ war nicht mehr vorhanden. Es fanden sich nur wenige Scherben, und zwar von verschiedenen Gefässen, neben dem Leichenbrand, also war das Gefäss vergangen. Diese Überreste von den beiden Gräbern fanden sich schon im nassen schweren grauen „Seegrund“ oder „Seeboden“, wie ihn mein Gefährte nannte. Nun kann man überall erkennen, dass die Alten die Verstorbenen nicht im nassen Boden, im Grundwasser, beigesetzt haben. Es sollten eben die irdischen Überreste der Toten möglichst lange erhalten bleiben. Die Seele weilt auch bei der Ruhestatt des Toten. Wenn jetzt die Gräber im Nassen lagen, so folgere ich, dass der Wasserstand hier ein anderer ist als vor

2000—2400 Jahren, entweder weil der Grundwasserstand damals ein niedriger war, oder aber, weil eine Senkung des Geländes inzwischen stattfand. Auch sonst findet man in der Mark deutliche Beweise, dass in der Vorzeit einmal jetzige nasse Gründe trocken waren. Noch bemerke ich, dass ich Wurzel- und Stammstücke, vermutlich von jungen Kiefern, in einer Tiefe von 4 Fuss und mehr vorfand.

Als ich zuerst die Durchmesser des Steinkreises, abschreitend mit kleinen Schritten, mass, ergaben sich für den längeren 20 Schritte, insoweit überhaupt diese Messung möglich war nach den Rändern des Grabens, der entstanden bei Herausnahme der Steine. Diese Zahl 20, also auch 21, fiel mir auf, weil darin die heilige 7 enthalten ist. Als ich später Beckmann nachschlug, ersah ich, dass ihm ebenfalls die Zahl 7 bei alten Steinkreisen aufgefallen ist. So fand er, dass von vier Steinkreisen auf einem Felde bei Arendorf unweit Frankfurt die Länge bei jedem „sich etwa auf 21, die Breite auf 14 Fuss“ belief, und lässt dahingestellt, „ob man dadurch die 7 Planeten oder Tage in der Woche oder sonst etwas habe wollen vorstellen“.

Ich halte es für zweifellos, dass das Grab inmitten des grossartig angelegten Steinkreises ein Fürstengrab gewesen ist. Entsprechend den Verhältnissen im Altertum ist es auch nicht bloss ein Grab, sondern ebenso ein Heiligtum gewesen. Die Ahnen standen in hoher Verehrung, sie waren die guten Geister des Hauses und der Familie. Noch heute finden wir den Ahnendienst bei vielen Völkern*). Wir müssen uns vorstellen: in der Mitte lag der Grabhügel mit den Gebeinen des hohen Verblichenen. Rings um ihn herum war ein breiter Gang und diesen umschloss die niedrige Steinmauer. Die runde Form der Mauer wird auch ihren guten Grund gehabt haben. Sie umfasste geweihten Boden, böse Einflüsse blieben aussen gebannt. Im Schutze der christlichen Kirchen, geweiht durch ihr Heiligtum, wurden Gräber und Kirchhöfe angelegt. Der heilige Kreis ist gewiss zuerst der Sonne und vielleicht dem Mond entlehnt. Beider Hof führt ausserdem dem Menschen den Kreis vor Augen. Erhalten, mit seiner bedeutenden Bannkraft und seiner schützenden Abwehr ist noch der Zauberkreis unserer Sagen. Die Angehörigen knieten nieder am Grabe, beteten und brachten Opfer dar. Als ich in der Mitte vom nordwestlichen Ausgang des Steinkreises

*) M. von Brandt berichtet „vom chinesischen Hofe“ (in der Unterhaltungsbeilage der Deutschen Warte, 21. Sept. 1894): „Für einen der Neujahrstage lautete das Programm: Um 4 Uhr morgens begibt sich Seine Majestät in den ausserhalb des Palastes gelegenen Ahnentempel, um dort die vorgeschriebenen Opfer zu bringen; um $\frac{1}{4}$ vor fünf Uhr wird Seine Majestät Weihrauch in der Halle des Confucius und vor dem Altar des Gottes der Heilkunde verbrennen... Nach den in der Peking-Zeitung veröffentlichten Hofnachrichten hatte der Kaiser in einem Monat... fünfmal in dem Ahnentempel seine Andacht verrichtet, zweimal um Schnee gebetet“ u. s. w.

graben liess, fand sich in 2 Fuss Tiefe ein schwarzer schmieriger klebriger Kohlenfleck, etwa einen halben Fuss mächtig und 2 Fuss in der Weite. Vielleicht war es eine Opferstätte. Es ist sehr zu bedauern, dass dieses merkwürdige Denkmal des Altertums, vielleicht das letzte in hiesiger Gegend, vernichtet worden ist. Bei sorgsamer Betrachtung und Vermessung desselben wären sichere Ergebnisse nicht ausgeblieben, die wieder Rückschlüsse auf ähnliche Denkmäler gestattet hätten.

Auf den Äckern südlich von Steinstücken, ebenso wie Steinstücken selbst dem Krüger Schulze in Gadsdorf gehörig, sah ich vorgeschichtliche, germanische Scherben und Knochen von Leichenbrand in ausserordentlich kleinen Bruchstücken, jedenfalls durch Pflug und Egge so zertrümmert, in weiter Ausdehnung verstreut. Also auch hier waren Gräber.

Auf dem Weidemarkwege, wo er an Steinstücken vorbeiführt, fand ich ein Stück von einem Bronzeschwert. Ebenda und weiter nach Süden sowohl auf dem Wege selbst wie im Gekränge der eben erwähnten Äcker eine Anzahl kleinerer Stücke Eisenschlacke. Ich bemerke, dass der Weidemarkweg früher nicht hier war, sondern, beim Kirchluch, durch das Hobrechtsche westwärts abbiegend, dort am Westrande des Kieferngehölzes entlang ging, dann umbog und am Südrande des Klappbusch wieder ostwärts führte.

4. „Auf Bauer Weber seinen Acker“ befand sich früher ein Kreis von Steinen gesetzt, etwa 10 Fuss weit, die Mauer etwa 1—1½ Fuss hoch. Im Kreis war ein zerfallener Topf, Scherben und „Asche“. Nach anderen Angaben waren es eine Anzahl verschiedener Mauern, wie Backofen. Die Angaben waren sehr schwankend. Jedenfalls ist alles zerstört worden. Ohne Zweifel war es ein Grab oder Gräber.

5. In Bauer Weber seine Sandkute, am spitzen Berg, östlich des Weidemarkweges, sind seit längerer Zeit, wie es heisst, menschliche Gerippe beim Sandholen ausgegraben worden, auch Schädel mit vielen Zähnen; Kinder haben mit Pustrohren in die Augenhöhlen geschossen. Die Leute meinen, sie wären aus dem dreissigjährigen, oder aus dem siebenjährigen Kriege; andere: es wären Franzosen aus dem Franzosenkrieg im Anfang dieses Jahrhunderts; noch andere, die Menschen wären wohl bei einer Seuche massenhaft da eingegraben worden. Ich selbst habe noch vor zwei Jahren weissgebleichte Arm- und Beinknochen in dieser Sandgrube gesehen. Mir scheint aber ausgeschlossen, dass sie der Franzosenzeit angehören, denn es sind weder Knöpfe, noch Tuchreste noch Haar u. d. gefunden worden. Vorgeschichtlich sind sie auf keinen Fall. Sie gehören wohl den letzten Jahrhunderten an.

6. Das Hobrechtsche I, das Kieferngehölz zwischen Kerkluch und Klappbusch, gehörte früher zur Gadsdorfer Feldmark, jetzt aber zum Gute Wilhelminenau, im Besitze des Herrn Stadtbaurat Hobrecht. Ich

erhielt im vorigen Jahre in Berlin Mitteilung, dass hier Steine ausgegraben und viele alte Töpfe dabei gefunden wurden. Ich konnte aber damals vorläufig nicht von Berlin abkommen. Es sollte nämlich eine „Chaussee“ von Trebbin über Lüdersdorf bis zur „Chaussee“ Trebbin-Sperenberg gebaut werden. Dazu mussten die anliegenden ländlichen Besitzer bedeutende Steinmengen auf ihre Kosten aufbringen. Zu diesem Zwecke waren auch hier zwei Steingräber beschäftigt. Sie gruben zuerst Steine aus in dem Kieferngehölz westlich des Klappbusch, ebenfalls Herrn Baurat Hobrecht gehörig, jetzt also nicht mehr Gadsdorfisch. Da sie in „Akkord“ arbeiteten, gebot es ihr Vorteil, möglichst schnell vorzugehen, weil sie sonst zu ihrem Schaden kommen konnten. Sie fanden hier viele vorgeschichtliche Gräber ziemlich tief, sorgfältig mit Steinen ausgesetzt, und die Gefässe vielfach gut erhalten. Sie zerschlugen sie aber alle, weil sie glaubten, es wäre Geld darin. Da sie aber kein Geld fanden, wurde ihnen das langweilig, und sie stellten die Gefässe, die trotz der Eile der Arbeit ganz herauskamen, unter die Bäume. Wenn dann mittags der kleine Junge des einen kam, „zertöpperte“ er sie mit einem Stock, was ihm viel Freude machte. Nachdem sie dort fertig waren, gruben sie Steine aus in den Twerchberjen (Zwergbergen), im Hobrechtschen unmittelbar am Kerkluch. Auch hier waren Gräber, und zwar reichhaltige, mit Steinen ausgesetzt, und ganz gut erhalten, weil, wie schon erwähnt, diese Hügel nicht beackert worden sind. Als sie hier fertig waren, gingen sie weiter vor, nordwärts, in dem Stangenholz. Zu der Zeit kam ich aus Berlin hierher. Ich fand zahllose Scherben unter den Bäumen vor und vielfach runde weisse leuchtende Flecke. Es war der Inhalt der zerschlagenen Totenurnen, die zerstreuten Gebeine der Germanen, die an der Sonne bleichten und bloss in Wind und Wetter dalagen. Ich unterwies die Steingräber, wie sich zu verhalten und war bemüht, den entstehenden Zeitverlust fortan durch kleine Geldentschädigungen zu ersetzen. Obwohl an harte und rauhe Arbeit gewöhnt, zeigten beide Männer nunmehr rühmenswerte Geschicklichkeit und Sorgfalt bei der Herausnahme der Gefässe. Aber leider war nicht mehr viel zu finden. Denn in diesem Stangenholz bis zum Klappbusch hin waren die Gräber fast alle sehr flach, weniger sorgfältig mit Steinen ausgesetzt und alle Urnen ausnahmslos zertrümmert, wie die Ansicht war: durch den Pflug in früherer Zeit. Was ich an bemerkenswerten Scherben und zum Teil ganz erhaltenen Gefässen, dann meist sehr groben Töpfen, vorfand, sammelte ich und nahm es unter meine Obhut. Als bald darauf Herr Baurat Hobrecht selbst kam, stellte ich ihm diese Gegenstände zur Verfügung. Herr Baurat Hobrecht überliess sie aber mir und gestattete auch weiteres Nachgraben im Hobrechtschen, wofür ich hiermit öffentlich besten Dank sage. Es wäre mir ja lieber gewesen, wenn Herr Baurat Hobrecht diese Altertümer unter seine Obhut ge-

nommen hätte, denn ich weiss von früheren eignen Sammlungen her, welche Umstände, Mühen und Zeitverlust demjenigen daraus erwachsen, der mit einer gewissen Liebe und Zuneigung den heimischen Altertümern gegenübersteht.

Trotzdem die nun eröffneten Gräber nach der gewöhnlichen Auffassung nur sehr dürftig waren, boten sie bei genauer Beobachtung doch immerhin eine ganze Menge bemerkenswerter Einzelheiten. Ich werde aber nicht auf alles eingehen, vielleicht findet sich später Gelegenheit, darauf zurückzukommen, und werde nur einige Dinge hervorheben.

Mir erzählten die Gräber, dass im Gehölz westlich vom Klappbusch, an einer Stelle in der Erde nur Scherben lagen. Dies fiel mir auf. Es gelang, die Stelle zu finden. Die Grube wurde wieder ausgeräumt und bei sorgfältiger Untersuchung des Bodens fand ich 25 bearbeitete Knochenstückchen, zum Teil Bruchstücke von Knochenpfeilen, zum Teil von anderen Gegenständen. Knochenpfeile sind in der Mark bisher nur selten erst in Brandgräbern gefunden worden, vielleicht liegt es auch an der mangelhaften Beobachtung. Ohne weiter auf die Knochenpfeile einzugehen, bemerke ich nur, dass Tacitus in der *Germania* (46), nachdem er die deutschen Volkstämme beschrieben, zum Schluss die Peuziner, Veneter (Wenden) und Fennen (Finnen) erwähnt, und von den wilden und in elender Dürftigkeit lebenden Fennen hervorhebt, dass sie, aus Mangel an Eisen, ihre Pfeile mit einer Knochenspitze versehen (*solae in sagittis spes, quas inopia ferri ossibus asperant*).

Der Steingräber Hansche zeigte mir ein Stück Eisenschlacke, das er in einem Grabe gefunden und ich hatte die Freude, schon am nächsten Tage in Gräbern mehre Stücke Eisenschlacke vorzufinden, ein grosses und kleinere. Nähere Angaben mögen für später vorbehalten bleiben. Es dürfte dieser Fund eine gewisse Bedeutung haben. Denn die Eisenstücke — und von Eisen scheint die Masse zu sein — wären also dann bearbeitetes Eisen. Daraus folgt, dass die Bewohner das Eisen kannten und dass sie es bearbeitet haben. Dann haben sie naturgemäss auch Waffen und Werkzeuge damals geschmiedet. Wenn von alledem nichts erhalten blieb, so muss man darin die Wirkung des Rostes in unserem nassen Gelände sehen. Ich habe auf dem alten Friedhof zu Müschen mit vor-slavischen Gräbern ebenfalls Stücke Eisenerz gefunden, und ganze Haufen jedenfalls vorgeschichtlicher Eisenschlacken haben sich auf dem Schlossberg zu Burg gefunden. Beim Schlossberg zu Burg steht nicht fest, welcher Zeit sie angehörten, denn er war germanisch und slavisch. Probestücke von beiden habe ich dem Museum für Völkerkunde übergeben, sie sind aber dort fortgeworfen worden, so dass ein Vergleich nicht mehr möglich ist. Kleine Stücke Erzsclacken, dem Anschein nach Eisen, sah ich vielfach liegen am Weidemarkwege, am Rande von Steinresten und ebenso im Gekränge des nächstliegenden

Ackers, nach Süden zu. Heutzutage scheint in der allernächsten Umgebung kein Sumpfeisen mehr zu Tage zu treten. Soviel ich feststellen konnte, wussten die Landleute grade hier nichts mehr von Raseneisenstein. Doch habe ich hier eine Probe ausgestellt von Sumpfeisen aus der Kummersdorfer Forst, etwa drei Viertel Stunden von den Gräbern. Als Herr Förster Balke (1895) dort im sumpfigen Gelände Löcher ausheben liess, stiess man auf eine Schicht Eisen. Es können die alten Bewohner, in den Jahrhunderten vor Christus, hier wohl nur Sumpfeisen verarbeitet haben. Über das Vorkommen des Raseneisensteins habe ich bereits Mitteilungen gemacht in meinem Vortrage über den Spreewald.

Ich muss hervorheben, dass die Gräber mit dem Eisen nicht zu entfernt von einander lagen und dass das Eisen nur an dieser einzigen Stelle in Gräbern vorkam, im südlicheren Teile des Hobrechtschen nach dem Kerkluch zu.

Es fragt sich: weshalb that man jene Eisenstücke in die Gräber? Nur an die Stelle von Steinen? oder aber aus einem andern besondern Grunde? Vielleicht darf man sich für die letztere Annahme entscheiden. Um alte Gebräuche aus einer bestimmten Gegend zu erklären, wird man immer am besten thun, zuvörderst etwa dort noch bestehende ähnliche Gebräuche zum Vergleich heranzuziehen. Hier auf den Dörfern war und ist es noch Brauch, dass man, unter Umständen, den Toten gewisse Dinge mit ins Grab gab, und auch noch giebt. So, um von unsrer Zeit zu reden, legten sie einer alten lahmen Frau, die immer an einem gelben Krückstock gegangen, wie sie starb, 91 Jahre alt, den Stock mit in den Sarg; in manchen Dörfern angeblich grosse Ketten und Armringe und Broschen, „wer was hatte dazu“, den verstorbenen Töchtern; hier Kindern allerhand Gedenksprüche, auf die Brust der Toten, z. B.:

Du warst ein Gast auf Erden
Nur eine kurze Zeit.
Der Himmel wird Dir werden
Dort in der Ewigkeit.

Nun ruhe sanft in Frieden,
Bis an den jüngsten Tag.
Einst folgen Deine Lieben
Dir dort in den Himmel nach;

einem alten Manne, der immer eine lange Pfeife rauchte, die Pfeife; Frauen, wenigstens in entfernteren Dörfern, Schlüssel; einem Mann, der noch die Franzosenkriege mitgemacht, wurde das Rasiermesser „ut'n Kriech“ und seine Brille von den Angehörigen mitgegeben; einem Trinker eine Branntweinflasche; und einem Geizhals ein Thaler in die Hand gedrückt. Jedenfalls werden ungewöhnliche Beigaben in vorgeschichtlichen Gräbern auf besondere Beziehungen in Leben und Thätigkeit des Toten hindeuten. Hier also könnte man vielleicht denken, dass die Verstorbenen heidnische Schmiedemeister waren oder Besitzer einer Eisenschmelze, Gewerbetreibende in Erzen oder Eisenwaaren oder dergleichen. Indessen mag es auch ganz anders zusammenhängen.

Nicht allzu weit von den Gräbern mit diesen Eisenbeigaben hatten die Steingräber ein flaches Lager von Eisen- (?) Schlacken, $1\frac{1}{2}$ Fuss tief in der Erde, nah am Graben des Weidemarkweges, vorgefunden. Einen Teil davon, ungestört in der Erde verblieben, konnte ich selbst noch herausnehmen lassen. Es ergab sich nun nach allem, dass dieses Lager eine Ausdehnung von etwa 6 Fuss Länge und 3 Fuss Breite gehabt hatte und dass die Eisenschlackenstücke flach wie ein Pflaster, mehr oder weniger als handhoch, jenachdem, nebeneinander gelegen hatten. Nur ein Stück ganz fester schwerer Eisenschlacke fand sich, die übrigen waren leichter. In mehren Stücken fand sich noch halbverkohltes Holz, dessen Art sicher zu bestimmen wäre, auch schwarze Holzkohle, ebenso waren Löcher sichtbar, wo solche gewesen. Die zwischen gelegten Holzstücke sind, zum Teil wenigstens, eckig gewesen. An manchen Schlackenstücken war in Hitze geschmolzener Thon. Eine fachmännische Beurteilung dieser Funde steht noch aus. Ich selbst bin, durch anderes fort-dauernd in Anspruch genommen, auch nicht dazu gekommen, sie eingehend und sorgfältiger in Augenschein zu nehmen. Dicht neben diesem Schlackenlager, gegen Süden, war eine kleine Stelle „wie von einer alten Ziegelei“, wie die Landleute sagten, das heisst einzelne kleine Stücke roter Ziegel lagen zwischen lebhaft braun gefärbter Erde. Landleute, die vorbeikamen, meinten, die Schlacken wären „Schmiedekoten“. Schmiedekoten nennen die Landleute, hier wenigstens, die Eisenschlacken, die sich als Abfall in den Schmieden ergeben. Wenn ich mich recht entsinne, werden auch in Rüdersdorf die wertlosen Abfallstücke vom Kalk Koten von den dortigen Bergleuten genannt. Der Schmidt auf dem Kietz sagte dagegen „Eisenschlacken“. Die Schmiede haben die Gewohnheit, solche, wenn sie sich angesammelt, irgendwo in einem stillen Winkel zu vergraben, damit sie nicht „im Wege“ sind. Dass die Schlacken des Lagers solche Schmiedekoten sind, erscheint mir ausgeschlossen. Was sollte vormals ein Schmidt vom Kietz, wenn es in den früheren Jahrhunderten überhaupt einen dort gab, soweit hierher laufen, um seine Koten zu vergraben! Zudem würden es wohl schwerlich die Bauern gelitten haben, dass ihnen jemand grade in den Acker solchen Abfall schüttete, und dieses Stück Land zwischen Kerkluch und Klappbusch, mit Ausnahme der Twerchberje, wurde vormals beackert, wie bereits erwähnt. Mir ist wohl bekannt, dass die Bauern vordem, also auch in früheren Jahrhunderten, hier in unserer Gegend, wenn sie beim Pflügen Steine fanden, sich nicht viel Umstände damit machten, sondern einfach ein Loch machten, die Steine hinein und Erde darüber thaten und dann drüber weg pflügten. Denn damals war die Landbestellung nicht so sorgfältig wie heute und sie pflügten sehr flach. Jetzt wird immer tiefer gepflügt. Zu erinnern ist auch daran, dass der Weidemarkweg früher nicht hier entlang führte. Wo er jetzt ist, auf

der Strecke zwischen Kerkluch und Klappbusch, war damals Acker. Also Schmiedekoten aus der Neuzeit scheinen hier ausgeschlossen. Alles in Betracht gezogen, möchte ich glauben, dass dieses Schlackenlager vorgeschichtlich war, wie die Gräber südlich und nördlich davon, und alles sonstige, was hier gefunden worden ist von mir. Zudem finden sich in den Schlackenstücken der Gräber ebenso Reste von Holzkohle oder deren Stellen wie in den Schlackenstücken des Lagers. Ich nehme deshalb, bis auf weiteres, an, dass hier in der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Christus eine Eisenschmelzhütte war, und wenn hier eine sicher nachgewiesen werden kann, dann waren sie auch sonst, weiterhin in der Mark.

Auf dem Boden einer Tasse fand ich ein Kreuz eingezeichnet. Solche Kreuze an vorgeschichtlichen Gefässen kommen östlich und westlich der Elbe vor und manche Forscher wollen sie als „Fabrikmarke“ erklären. Ich habe hier, obwohl ich alle ganz oder teilweise erhaltenen Gefässe und eine Unmenge von Scherben genau angesehen, nur dieses einzige Kreuz gefunden. Ebenso habe ich in Müschen hunderte von ganzen oder zerschlagenen Gefässen und tausende von Scherben mehrmals durchsucht und nur ein Kreuz an einem Gefässboden vorgefunden; ingleichen auf dem Schlossberg zu Burg nur auf einem Scherben ein Kreuz bemerkt. Eine Sammlung von ausgesuchten Schlossbergscherben, die ich mühevoll zusammengesucht, ist im M. f. V. entweder fortgeworfen oder ins Ausland verschenkt worden, so dass ich das Stück zum Vergleich nicht mehr betrachten kann. Doch ersehe ich aus einer Zeichnung von demselben, dass es vermutlich kein Bodenstück war. Ausserdem besass ich vom Schlossberg das Bruchstück eines länglichen durchbohrten Steinbeils (jetzt im M. f. V.), das an einer Seite ein eingeschnittenes Kreuz zeigt. Ein gleiches Kreuz zeigt ein Steinbeil aus dem Kreise Sagan (Schlesien), im Besitze des Herrn von Werthern zu Berlin. Es ist die Annahme zulässig bis auf weiteres, dass in diesen Fällen hier das Kreuz ein Wahrzeichen des Glaubens war. Auch in unserem Heidentum tritt schon das Kreuz auf, am bekanntesten in der Form des Hakenkreuzes.

In einer Totenurne fand ich Sand, der hier und da glänzte, was mir auffiel, obwohl unser weisser Sand diese Erscheinung am Lichte zeigt. Unter der Lupe ersah ich kleine glänzende Teilchen. Bei weiterem Ausräumen der Urne fand ich Bruchstücke von Glasperlen und auch ganz erhaltene, trotzdem sie im Feuer gewesen. Bruchstücke von solchen klebten ferner an einem Stück Hirnschale und an anderen Knochen vom Schädel an. Auch Herr Doktor Olshausen, dem ich später diese Stücke vorzeigte, hielt sie für Glasperlen. Daraus folgt also, dass auch dieser abgelegene, von Morästen und Seen umgebene Winkel im Kreise Teltow schon in den Jahrhunderten vor Christi Geburt Handelsverkehr hatte,

jedenfalls im Verkehr stand mit dem Ausland. Ferner nehme ich an, dass in dieser Urne die Gebeine einer germanischen Frau beigesetzt wurden. Denn mit Perlen schmückten sich auch im Altertum wohl mehr die Frauen als die Männer. Jedenfalls war es ein Halsgeschmeide gewesen, von einer vornehmen Frau. Denn nur einmal haben sich solche Perlen hier vorgefunden.

Ich habe nun aus dieser Urne die besser erhaltenen Knochen, die sämtlich im Feuer gewesen, namentlich aber alle Wirbelknochen, festgemacht mit einer Auflösung von Fischleim und Wasser. Es war dies eine sehr zeitraubende Arbeit, denn ich habe die meisten Knochen allmählich, nacheinander, 6—8 mal mit einem Stäuber so bespritzt, weil sie sehr mürbe waren und bei starker Befeuchtung auseinandergeflossen wären. Dazu kam, dass es an den genügenden Vorbereitungen fehlte. Die menschliche Wirbelsäule hat 33 Wirbel. Die 5 Kreuzwirbel sind im Kreuzbein verwachsen, aber bei alten Gerippen werden sie lose. Manche Wirbel hatten noch Querfortsätze. Es gelang mir, 24 Wirbel in der Urne aufzufinden. In einem besonders dazu eingerichteten langen schmalen Kasten habe ich aus später hartgemachtem Sande eine Unterlage für diese Wirbel ausgeformt, so dass sie, darauf ruhend, mit ihrer Aussenseite, einigermassen in grader Linie, die Wirbelsäule zur Anschauung bringen. In demselben Kasten habe ich ebenso 19 Wirbel aus einer andern Urne, die einem germanischen Manne angehören mögen, aneinander gereiht. Es ist mir nicht bekannt, ob derartige Versuche bereits von anderen gemacht worden sind. Ich habe dann aus beiden Urnen, indes getrennt für sich, noch Stücke von Arm- und Beinknochen, Hand- und Fussknochen, vom Becken, Rippen und Schädel, sowie zwei Gebissstücke mit Zahnkammern, festgemacht. Ich habe in der Perlenurne ein Zahngebiss, mit sechs Zahnkammern, erhalten können, genau so an der Innenwand der Urne, wie es sich in der Erde befand. Doch fanden sich hier, soweit ich gesammelt habe, mit Ausnahme eines Kinderzahns, nur Zahnwurzeln. Auf dem vorgeschichtlichen Friedhof zu Müschen im Spreewald fand ich dagegen in Urnen nicht bloss die Wurzeln, sondern auch die Kronen der Zähne, und zwar von Back-, Eck- und Schneidezähnen; letztere sehr schön erhalten, wie denn auch jetzt die Alten auf dem Lande behaupten, dass die Leute früher bessere Zähne hatten. Ich fand in Müschen ein wohl erhaltenes Kiefernstück, einen Gelenkkopf in die Breite glatt durchschnitten, vorzüglich erhaltene Fingerglieder, ein Stück Knochen, scheinbar mit einer Verwundung durch Bronze u. d. m., was alles der vorgeschichtlichen Abteilung im Museum für Völkerkunde übergeben und dort fortgeworfen wurde. Vielleicht wäre anzunehmen, dass man bei sorgfältigerer Behandlung der Knochenreste in gewissen Totenurnen und Festmachen derselben, unabhängig von Beigaben, der Entscheidung der Frage nähertreten könnte: ob Mann

oder Frau, die Gebeine von mehren Verstorbenen u. a., in einer Urne beigesetzt wurden. Ich will noch bemerken, dass ich beim Ausräumen der Totenurnen mich mit Erfolg der langen rundgebundenen Staubpinsel bedient habe, die weich wie sie sind, das mürbe Gebein schonen. Zu feinerer Arbeit dienten die feinen Malerpinsel aus Eichhornhaar.

In einer Urne fanden sich beim Durchsieben des betreffenden Inhalts mehre Krümel, grau glänzend wie Erz, aber sehr leicht. Bei einer chemischen Untersuchung, die gütigst Herr Dr. Radau vorgenommen, wurden sie als Koaks festgestellt. Erst beim drittmaligen Durchsieben von Sand und Knochenasche einer Urne zu Müschen fand ich s. Z. zwei kleine perlförmige Stückchen von einem weisslichen Metall, das wie Silber oder Zinn aussah. Eine nachträgliche Untersuchung war nicht möglich, da sie im Museum für Völkerkunde weggeworfen worden sind. Jedenfalls finden sich noch mehr derartige Überreste, als beachtet werden.

In einer Tasse vom Hobrechtschen fand sich eine weisse Masse, die mehr als eine Erdart denn als Knochen erscheint. Vielleicht verdient derlei Beachtung. Ich fand s. Z. neben der Haupturne in dem Pfeifengrab zu Müschen ein oder mehre mittelgrosse Gefässe, die zum Teil oder ganz mit einer weissen Erdmasse (Kalkmergel?) angefüllt waren. Ein Vergleich ist nicht mehr möglich, da im Museum für Völkerkunde die weisse Masse entfernt und weggeworfen worden ist.

7. Auf den Dahren, der erwähnten Feldmark, die östlich gelegen ist von Steinstückchen und den südlich angrenzenden Äckern, und von diesen geschieden ist durch einen dazwischenliegenden Wiesenstreifen, sind schon seit Menschengedenken Urnen mit Leichenbrand und sonstige alte „Töpfe“ ausgepflügt und gefunden worden. Das Land gehört jetzt dem Kossäten Zernicke. Neben anderen berichtete mir auch jene alte Frau, Grossmutter Becker, darüber: „Auf den Dahren haben wir Schüsseln und Scherben gefunden und eine Unmasse Feldsteine als wie ein Fundament. Da haben die Leute gesagt: „Hier wird wohl der Kirkhof (Kirchhof) gewesen sein, das ist von de Zwerje. Es waren da Knochen und Stücke von det Jehirn (Schädel) und Schüsseln, manchmal 4—6 in einander. Die, wo Knochen drin waren (die grossen Totenurnen) waren man schlechte und stachen sich inzwei. Das war vor 35 Jahren.“ Aber ich habe darüber viel ältere Nachrichten. Genau wie von der alten Frau geschildert, verhielt es sich auch im Hobrechtschen. Die eigentlichen Urnennester, ähnlich verpackt, waren alle mürbe, da wo ich sie noch zu sehen bekam. Im vorigen Jahr, gerade zur Zeit, als ich im Hobrechtschen I mit den Altertümern beschäftigt war, hat der Kossät Zernicke, in einer Entfernung von da, dass ich ihn hätte sehen können, mehr als eine „Mandel alter Töpfe“ zerpflügt. Ich konnte nachträglich nur noch das Bodenstück einer Totenurne retten.

Handwritten note: In der Tasse vom Hobrechtschen fand sich eine weisse Masse, die mehr als eine Erdart denn als Knochen erscheint.

8. Auf der Weidemark, da wo sie sich unmittelbar nördlich vom Klappbusch ausdehnt und bergig erhebt, vormals z. T. wenigstens Besitz des ehemaligen Bauern Schulze, und z. T. jetzt noch Besitz des Bauern Schwitzke, sind zu verschiedenen Zeiten alte Gräber aufgefunden worden, auch zwei Bronzenadeln, und ein halb zerbrochenes Steinbeil. Auf dem Lande des früheren Bauern Schulze daselbst — jetzt ist diese Bauernwirtschaft nämlich zerteilt und verkauft — waren „runde Steinpflaster, 2 Fuss unter der Erde, 2 Fuss hoch und 2 Fuss breit, von Steinen gesetzt, in der Mitte eine Schüssel mit Knochen.“

Alle diese Gräber oder Friedhöfe lagen auf Gadsdorfer Feldmark. Rechnen wir den Höllenberg und den Hirseberg nicht mit ein, so ergibt sich von Norden nach Süden gerechnet, den Klappbusch mit eingeschlossen, westlich von dem ja aber auch Gräber waren, eine Entfernung von etwa 700 kleine Schritt und von Westen nach Osten, allerdings bezüglich der Breite nur in einem Streifen, etwa von 500 Schritt. So weit waren die Gräber verstreut, also eine wahrhaftige Totenstadt. Die Gräber auf dem Hirseberg, der Steinkreis auf Steinstücken — es soll noch ein zweiter Steinkreis nach schwankenden Angaben dort gewesen sein — und das oder die Gräber auf dem Bauer Weberschen Acker, sind jedenfalls Fürstengräber gewesen, sie ruhten da umgeben von ihren „Völkern“. Deshalb habe ich die Gebeine aus der Mitte des Steinkreises, von mir hier ausgestellt in dem Kasten mit Glasdeckel, bezeichnet als „die Gebeine eines germanischen Fürsten, vom Volkstamm der märkischen Semnonen“, auf deren alte Sitze hierselbst, nach ihrer eignen Stammsage, ich hingewiesen habe in meinem Vortrage über den Spreewald.

Ich möchte nun behaupten, dass alle grösseren heidnischen Friedhöfe angelegt waren an einem Wege. Ein solcher war notwendig, um die Leiche nach dem Grabe zu tragen, und für das Leichengefolge. Aus der Feststellung solcher alten Friedhöfe würde man also unter Umständen kartenmässig auch die Wege von denselben nach den etwaigen Ansiedlungen verzeichnen können. Wir finden das auch bei andern Völkern des Altertums. Am bekanntesten ist ja bei Rom die alte Gräberstrasse, die Via Appia, an der lang hingestreckt die oft kostbaren Gräber der alten Römer sich ausdehnen. Noch neuerdings hat Herr Professor Hirth aus dem Innern Chinas berichtet, dass er dort an Seiten der schmalen Wege die Reihen der Gräber fand.

Vielleicht ist aber, nebenbei, noch ein andrer Grund bisweilen massgebend gewesen. Mich brachte darauf vor fast zwanzig Jahren, als ich wendische und auch deutsche Volkslieder im Spreewald sammelte, der Schluss eines wendischen Volksliedes. Es hat denselben Stoff als Inhalt wie Hero und Leander, von Schiller nach einer griechischen Sage behandelt. Wäre unser unsterblicher Dichter mehr im deutschen Volkstum als im griechischen zu Hause gewesen, hätte er sicher eine

der schönen niederdeutschen Fassungen beachtet. Am Schluss heisst es da:

„Zakopšo naju při droze,
Žož šykne luže mimo du.“

„Begrabt uns beide am Wege, wo alle Leute vorbeigehen“, und weiterhin: „Wer dann bei uns vorbei geht, der wird also sprechen: Hier liegen zwei junge Leute begraben allein um ihrer Liebe willen.“ Das junge Mädchen, das in diesem Liede freiwillig dem Geliebten in den Tod folgt, will am Wege mit ihm begraben sein, damit ihr beider Gedächtnis unter den Menschen erhalten bleibt. In Böhmen, im Salzburgschen und in Oberbayern sind noch die Totenbretter üblich, bezeichnet mit dem Namen des Toten und geweiht durch zwei Kreuze. Immer werden sie an viel begangenen Wegen angebracht, sei es an Bäumen, Häusern oder sonstwie. Sie werden auch über Gräben und Bäche gelegt, damit der Andächtige genötigt ist, beim Überschreiten des Brettes liebevoll im Gebet ihrer zu gedenken. Ähnlich ist es mit den Martertäfelchen, so vielfach im Gebirge, wo Menschen verunglückten. Der Wanderer soll für sie, jäh aus dem Leben geschieden, ohne die Gnadenmittel der Kirche, nunmehr in den Qualen des Reinigungsfeuers, zum besten der Seelen, ein stilles Gebet verrichten. Ähnlich wird man auch in unserem Altertum Wert darauf gelegt haben, dass wenigstens vereinzelte Gräber an belebten Wegen lagen, wo die Menschen ihrer gedenken konnten.

9. Ich habe ferner vorgeschichtliche germanische Scherben gefunden auf dem Acker am Westabhang des Gadsdorfer-Höllenberges.

10. Einen desgleichen östlich des Dahrenweges, am südlichen Ende der dortigen sandigen Bergerhebung. Sehr viele Steine sollen früher auf den daselbst angrenzenden Äckern gewesen sein.

11. Mehre Scherben im Garten südlich von der Fachwerkscheune des Lehnschulzengutes in Gadsdorf.

12. Desgleichen eine Anzahl Scherben am nordwestlichen Abhang des Windmühlenberges, östlich vom Kietz bei Gadsdorf.

13. Allerhand Altertümer, Knochen und alter „Kram“ sollen gefunden worden sein in den Bahren, Landstücke, gelegen westlich vom Hobrechtschen nach der Chaussee hin, in der Gegend, wo jenseit derselben der jetzige christliche Kirchhof liegt.

Dies sind die vorgeschichtlichen Altertümer von der Feldmark von Gadsdorf, ausgenommen die beiden Hobrechtschen Kieferngehölze, westlich und südlich vom Klappbusch, die jetzt zum Gute Wilhelminenau gehören. Einzelheiten über alle diese Fundstätten mitzuteilen, wird vielleicht später Gelegenheit sein.

Die von mir noch aufgefundenen Altsachen habe ich dem Märkischen Museum übergeben.

Es giebt eine Behörde oder Vereinigung zur Erhaltung der Kunstdenkmäler und Altertümer in der Mark Brandenburg. Leider ist ihr Dasein den Landleuten gänzlich unbekannt. Will sie ihren Zweck hinsichtlich der Altertümer erreichen, dann müssten jährlich zweimal entsprechende Bekanntmachungen stattfinden in Kreisblättern, oder sonstigen kleinen Landzeitungen, aber nicht in Gelehrtendeutsch und nicht in Gerichtsdeutsch und nicht in Beamtendeutsch, wie Kungebungen oft genug erfolgen, denn um diese drei Sprachen zu verstehen, dazu gehört eine besondere, stark fremdgeistige, Fach-Vorbildung. Die Hinweise müssen abgefasst sein in einfachem, schlichtem, klarem und das heisst gutem Deutsch, wie es die Landleute sprechen und verstehen. Das eine Mal müsste der Erlass im Winter erfolgen, die einzige Zeit, wo der sonst mit Arbeit überhäufte Landmann Musse hat zum Lesen. Dann müsste man, in sehr beschränkter Auswahl, buntfarbig auf Tafeln, Altertümer zur Anschauung bringen. Eine Tafel wäre in der Schule, und eine im Krug aufzuhängen. Denn auf der „Bierbank“ wird noch immer viel besprochen und abgemacht, genau wie bei den Germanen zur Zeit des Tacitus. In Oesterreich hat man solche Tafeln längst hergestellt.

14. Ein vorgeschichtlicher Kirchhof, gut beglaubigt, war nördlich von Lüdersdorf auf dem Zwergberg. Es sind dort ausserordentlich viel Steine herausgegraben worden. Im Jahre 1894 oder 1895 lagen da so viele Steine aufgehäuft, dass ich von weitem glaubte, eine alte Burgmauer zu sehen.

15. Alte Gräber sind desgleichen gewesen östlich von Christinendorf.

16. Nach allerdings nicht ganz verbürgten Aussagen wären Scherben gewesen auf dem runden Lanzenberg südlich von Wittstock, der allein für sich liegt. Ich bin mehrmals dort vorbeigekommen, habe ihn aber nicht untersucht.

17. Eigentümliche Brandherde, mit Steinen, von Sand überweht, der Jetztzeit wohl nicht angehörig, sah und untersuchte ich, östlich vom Gehöft des Besitzers Lutze, am Fuss des Domm- oder Doberges, zur Feldmark von Saalow gehörig.

18. Von Dergischow, nordöstlich von Saalow gelegen, führt in der Richtung nach Westen, eine sandige Strasse beim Kirchhof vorbei. Etwa 400 Schritt weiter biegt rechts ein Weg von derselben ab. Dieser stösst, nordwärts, auf den Weg, der von Nächst-Neuendorf nach Werben führt. Etwa hundert Schritt von diesem Werbener Wege, also südlich von demselben, und zwar rechts von jenem nordwärts führenden Wege, ist eine Kieferschonung des Schulzen Schultze. Hier sind beim Kiefernsetzen „Stücker“ 10 (?) Gräber gefunden worden. Einen Fuss tief im Sande lag ein grosser, auch kleinere Steine, darunter war ein „Kranz“ von Steinen, in dem die Urne mit Knochen stand, zugedeckt mit einer Schüssel, Oft standen um die Steine noch andere Töpfe herum. Meist waren sie

zerdrückt. So die Aussagen. Ich habe diese Stelle selbst besucht unter Führung des ältesten Sohnes des Herrn Schultze. Beim Nachgraben fanden sich die Überreste von einem Grab. Wie berichtet wird, hat hier in der Nähe der frühere Nachtwächter Klaus (vor 20—30 Jahren?) Steine herausgenommen und viele Urnen, auch „eiserne Sachen“ gefunden und an einen Kaufmann in Zossen verkauft.

19. An der Nordseite des Dorfes Kliestow bei Trebbin führt ein Feldweg entlang. Wo er an den Wiesen endet, führt ein zweifellos, ehemals künstlich erhöhter Weg oder Fahrdamm in grader Linie auf einen Burgwall*), und zwar an die Südseite. Die Entfernung beträgt 300 Schritt. Der Burgwall ist aufgeschüttet auf einer natürlichen Erhebung, die sich auf zwei Seiten mindestens ebenso lang wie der Burgwall selbst erstreckt. Dem Anschein nach war der Burgwall innen gefüllt — es ist dies auch ersichtlich aus der Erde, dem Boden, oben im Burgwall — und diese Füllung überragt von dem Wall, der jetzt etwa 2—5 Fuss (?) hoch ist. Jetzt ist der Innenraum sehr uneben, höher und tiefer. Die Süd- und Nordseite des Walles sind noch sehr gut erhalten, an einigen Stellen vielleicht noch in der ursprünglichen Höhe, die Ostseite dagegen bereits sehr abgetragen, noch mehr aber die Westseite, an der unmittelbar, wenigstens jetzt, die grade gelegte Nuthe vorbeifliesst. Die Lage in den noch jetzt nassen Wiesen an der Nuthe ist sehr geschützt. Der Durchmesser von S. nach N. beträgt etwa 70 kleine Schritt, von O. nach W. etwa 60 Schritt, die Höhe des Walles vielleicht 15—18 Fuss und die Breite des Grabens etwa 18 Fuss. Der Graben ist noch deutlich in seiner Vertiefung zu erkennen. Landleute bei Kliestow sagten mir: Es war früher eine Burg darauf. Raubritter haben da gehaust. Es ging ein unterirdischer Gang vom Burgwall bis da, wo jetzt der Schornstein der Dampfschneidemühle (Trebbin) ist, genau bis zum Schornstein.“ Genannt wurde er „Burgwall“ und „Borchfall“. Eigentümer des Burgwalls ist der Bauer Sieweke in Kliestow. Es wurde auch von der Absicht des Besitzers gesprochen, das Erdwerk ganz abzutragen. Ich konnte den Burgwall von Kliestow aus trocknen Fusses erreichen, da eine ungewöhnlich lange Trockenheit im vorigen Jahre gewesen war. Der Burgwall ist oben bestanden mit Buschwerk. Es stehen dort Haselsträucher, Eichen, eine Esche, Spillbaum, Hainbuche und wilde Rosen. Unter den Kräutern fielen mir auf in einer gewissen Üppigkeit, am 3. Oktober, Rainfarren (*Tanacetum vulgare*), Beifuss, Flockenblume (*Centaurea jacea*) und Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis*), welch letzteren auch Herr Professor Ascherson bestätigte.

*) Wie ich nachträglich erfahre, hat Herr Geheimrat Friedel bereits diesen Burgwall eingehend untersucht.

Was nun den Namen Höllenberg anbetrifft, im besondern den des Gadsdorfer, so ist bekannt, dass nach christlicher Auffassung alle Heiden in die Hölle kamen. Als Radbot, Herzog der Friesen, getauft werden sollte, er hatte bereits einen Fuss im Wasser, und ihm gesagt wurde, dass alle seine Ahnen in der Hölle wären, da zog er seinen Fuss wieder zurück und sagte, dann wollte er lieber mit den Seinen in der Hölle sein, als mit den Christen im Himmel, und blieb Heide (Wolff, Sagen). Hier auf dem Gelände, in der Nähe vom Höllenberg, lagen die Scharen der heidnischen Germanen beerdigt, für die Christen späterer Zeit waren sie in der Hölle, also wird der Berg seinen Namen wohl daher haben. Vielleicht kommt noch anderes dazu. Denn Hel war bei den alten Deutschen die Göttin der Unterwelt, die Göttin der Toten, u. a. m. Holle, Hölle, Höhle, Hel sind sicherlich oft für einander eingetreten. Die Überlieferung vom Höllenberg mag unmittelbar aus dem germanischen Heidentum durch das Mittelalter hindurch, in unsere Zeit gekommen sein. Die Wenden und auch die ersten Christen in dieser Gegend sahen noch viel deutlicher die alten Grabhügel und germanischen Anlagen. Ist die Überlieferung vom Höllenberg uralt, dann wäre sie ein Beweis, dass einer dem andern immer wieder davon erzählte, dass also hier die Bevölkerung ständig sich folgte.

Wir werden schliessen dürfen, auf Grund anderer ähnlicher Erscheinungen, dass „Höllenberg“ bei uns öfter als alter Name solcher Berge alte heidnische vorgeschichtliche Friedhöfe anzeigt. Es wird sich erweisen, ob die Annahme oft oder nur für einzelne Fälle berechtigt ist. In dieser Hinsicht möchte ich hinweisen auf die mir nur aus der Generalstabkarte bekannten „Hollberge“ südlich von Treuenbrietzen und „Hell-Berge“ östlich von Treuenbrietzen, im Kreise Zauche-Belzig. Östlich von den Hellbergen dehnt oder dehnte sich früher wenigstens ein dem Anscheine nach sumpfiges Gelände aus, genannt der Zarth. Hier, wo es sich wesentlich um Deutsch oder Wendisch handelt, darf der Name Zarth vielleicht als wendisch angesehen werden. Zart heisst noch im heutigen Serbisch der Niederlausitz der Teufel. Aus der Form des Namens könnte dann wohl hervorgehen, dass es sich hier um eine persönliche Gestaltung der Vorzeit handelt, um den Teufel selbst in Person, also etwa um ein heidnisches Götterbild, das vielleicht sogar im Sumpf dort versenkt sein mag. Ein solches Götterbild, aus Holz geschnitzt, aufgefunden in einem Moore bei Friesack, wird aufbewahrt im Museum für Völkerkunde. Südlich von Treuenbrietzen liegen die Holl-Berge. Es dürfte sich also verlohnen, den Hollbergen und dem Zart bei Treuenbrietzen eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken. Bei den Hollbergen ist eine „Landwehr“ und aus dem Zart fliesst das „Wendewasser“ ab. Vielleicht wäre festzustellen, ob so genannt, weil es sich wendet oder von den Wenden her. —

Zweimal, nicht weit von einander, kommt hier der Name „Twerchberch, Twarchberch“ (Zwergberg) vor und beide male bezeichnete er einen vorgeschichtlichen Kirchhof. Wir dürfen annehmen, dass er weiterhin in der Mark dieselbe Bedeutung hat. Durch Nachforschen wäre er weiter festzustellen, was vermutlich die Kenntnis von den alten Gräbern erweitern würde. Ich wies hin in meinem Vortrage über die Lutchen, worauf auch schon Haupt in seinem Sagenbuch der Lausitz aufmerksam machte, dass der Name Lutchenberg (richtiger geschrieben Luttchenberg), deutsch Zwergenberg bedeutend, auf heidnische Gräber hinweist, und in beiden Fällen, in den Zwergbergen, wie in den Lutchenbergen, handelt es sich um voroslavische Gräber, für uns germanische.

Noch muss ich der Riesen in dieser Gegend gedenken. Riesen sind gewesen auf dem Höllenberg bei Gadsdorf und auf dem Osswinkelberg bei Wittstock. Der Osswinkelberg liegt an der Kunststrasse von Wittstock nach Grossschulzendorf, unmittelbar südlich derselben. In der Nachtucht bei Gadsdorf lagen früher „mächtige“, grosse Steine, noch jetzt sieht man einzelne da an den Häusern. Diese Steine haben die Riesen vom Höllenberg nach der Nachtucht geworfen. Die Riesen vom Osswinkelberg haben Sand in der Schürze „durch den Moor“, jetzt Wiesen, bei Wittstock getragen. Dabei riss die Schürze und der Sand fiel herunter. Daraus ist die „Bienenhorscht“ entstanden. Auch den Schlossberg bei Burg, der, ursprünglich germanisch, später erst einen wendischen Burgwall trug, haben drei Riesenweiber in Schürzen zusammengetragen. Von Riesen habe ich sonst auch nicht das Geringste unter den Wenden zu Burg gehört, nur von diesen Riesenweibern des Schlossberg wussten sie. Also in zwei Fällen finden wir die Riesen in Beziehung mit germanischen Anlagen auf Bergen in der Mark. Vielleicht waren und sind auch Altertümer auf oder an dem Osswinkelberg. Nicht allzufern von ihm lag der Eulenspiegelstein.

Vorgeschichtliche Friedhöfe heissen in Deutschland u. a. Heidenkirchhöfe, Kirchhöfe und, in Westdeutschland nachweisbar, auch Kirche (Kerke). Es wird deshalb das Kerkluch (Kirchlug) am Spitzenberg, unmittelbar an den Zwergbergen und jenem ausgedehnten Gräberfelde, vermutlich nach dem vorgeschichtlichen Kirchhof so heissen. Wir haben demnach vier volkstümliche Namen mit vorgeschichtlichen Beziehungen hier, nämlich: Höllenberg (Heldenberg?), Zwergenberg, Kerkluch und Riesen.

20. Bärensgraff, Berensgrab.

Eine gute Viertelstunde südlich von Gadsdorf dehnt sich die Kammersdorfer Forst aus. Im nördlichen Teile derselben, am Sicherheitsgraben, im legen Gelände daselbst, bildet der Wald eine ausgedehnte Parklandschaft vorherrschend von Elsen, untermischt mit Birken. Hier sieht man noch ein Stück Erlenhochwald, dem selbst der erlenberühmte

Spreewald nichts Gleiches an die Seite stellen kann. Auch diesem Erlenhochwald sind schon die Tage gezählt. Leider zu spät erst entdeckte ich im Walde bei Alexanderdorf ein Waldinneres, so urwaldartig und so schön, wie ich niemals etwas Ähnliches sah, weder in der norddeutschen Tiefebene noch im gebirgigen Süden. Alte Elsen und Birken wölbten unter dem Himmel ihr grünes Dach; manche lagen gegen einander. Dazwischen tiefschwarze Wasserspiegel, zu denen, von den Höhen herum, Hollunder und Brombeergesträuch träumerisch niederneigten und in der ernsten Tiefe sich spiegelten, über der die roten Beeren des Nachtschatten glänzten, oder Wasserflächen überzogen mit lichtem Pflanzengrün und umsäumt von Blättern und Dolden des Schierling. Hier spielten die Finken, badeten und kamen zur Tränke; Finkenkrug mochte man es nennen. Farren schoss mannshoch empor, Kräuter und Sträucher wucherten in üppiger Fülle. Doch überall konnte der Blick durch Lichtungen schweifen; dazu das goldige Sonnenlicht, das um Zweige und Blätter spielte. Zahllose Vögel sangen im Laubwerk, durch das der heisse Tag nicht drang. Hoch oben an den Stämmen hämmerte und pochte der stattliche Grünspecht und unten kamen die „Illinge“ zu zweien, dreien hervor und eilten einer hinter dem andern durch das Gras davon, während vertrauensvoll in nächster Nähe die Rehe im Gebüsch sich bargen. Wenn aber die Holderbeeren sich schwärzten, dann waren im Unterholz alle Zweige und Blätter beständig bewegt von all den Drosseln und kleinen Vögeln, ein fortwährendes Wegeilen und Kommen, doch auch das Eichhorn legte sich in den Hinterhalt und die Katze, der schlimmste Feind, schlich unher durch das Strauchwerk. Ein unbeschreiblicher Waldzauber ruhte über dem Ganzen und märchenhafte Schönheit lag ausgebreitet. Zwanzig Maler hätten zu gleicher Zeit hier malen können, ganze Bilder und Einzelheiten. Im vorigen Herbst ist alles niedergehauen worden, eine unsagbare Fülle von Schönheit. Alle guten Worte waren vergeblich. „Die Bäume müssen herunter, das ist alles höheren Ortes schon so bestimmt.“

Wie ganz anders verfährt man in Bayern, auch grade in den Forsten, und wie lohnt sich das durch den Fremdenverkehr, während unsere Landschaft immer öder und ärmlicher wird, nicht durch sich, sondern durch die Schuld der Menschen. Aber wie schön muss einst die Mark gewesen sein in alter Zeit! —

Doch erinnert dieser Wald an die verwunschnen Wälder in Sagen und Mären, die man nur betreten konnte mit Gefahr für Leib und Seele. Ähnlich hier, denn er umfasst den grossen „Artillerie“-Schliessplatz.

Ich hörte von verschiedenen alten Männern (Grossvater Schulze und Köppen, Vater Heinrich u. a.), dass in einem abgelegenen Teile der Kummersdorfer Forst früher „drei Gräber“, „drei flache Grabhügel“ waren. Noch vor 30—40 Jahren hat jeder „Tackene“ (Zacken) darauf

geworfen. Grosse Haufen Reisig haben da gelegen (nach einzelnen: fuhrenweise). Die zwei ersten Gräber waren etwa 100 Schritt (nach anderer Angabe 50 Schritt von einander entfernt, das dritte lag weiter (300 Schritt). Diese Gräber hiessen „Bärensgraff“. Es waren drei Brüder. Die sind in Streit gekommen und haben sich verwundet und sind alle drei da tot verblieben. Der jüngste war der stärkste. Der ging noch weiter, und sein Grab war auch weiter entfernt. Es sollen drei Jäger gewesen sein, nach andern: drei Hirten, die haben mit ihren Schafen den Wald „behütet“, nach vereinzelter Angabe: drei Musikanten. So die Sage. Ich habe im vergangenen Frühjahr mit dem Kossäten Wilhelm Heinrich Vater, der hier oftmals auf der Fahrt nach Luckenwalde durchgekommen, die Gräber selbst noch sah, und durch gutes Gedächtnis und volkstümlichen Sinn sich auszeichnet, diese Stätte aufgesucht. Es lagen eine ganze Anzahl Reisighaufen unter den Bäumen da, aber sie schienen sämtlich von Holzsuchern herzurühren, wenigstens war kein Unterschied festzustellen. Eine längliche, natürliche sandige Erhebung dort heisst „Grabwall“.

Es ist klar, dass es sich hier um „tote Männer“ handelt, um drei, während man sonst nur einen sieht. Ich selbst habe einen „toten Mann“ aufgesucht vor Jahren in einem Walde der Oberlausitz. Grüne Zweige, hingeworfen von Vorüberkommenden, lagen auf dem Hügel, auch ein Block Eisenschlacke, den ein Fuhrmann hinzugefügt. Ein Schweinehändler sollte da erschlagen sein.*) Es giebt und gab Leute des Namens Behrend hier auf dem Lande, in der Umgegend, aber solche Beziehungen zu Bärensgraff erscheinen vollständig ausgeschlossen. Auch die Sage von den drei Brüdern ist allgemeiner in der Mark. Erst neuerdings hat Karl Gander, der hervorragendste Volksforscher zur Zeit in der Niederlausitz, in seinen vortrefflichen Sagen des Stadt- und Landkreises Guben, diese Sage vom Kampf zweier oder dreier miteinander mehrfach dort festgestellt. Im „Forstrevier Grimnitz, Schutzbezirk Kölln“, bei Joachimsthal (Kreis Angermünde) war und ist (?) ein Hünengrab, von 16 Steinen im Viereck ausgesetzt, und im Volke Bärenskirchhof**) geheissen. Beim Nachgraben fand man dort Urnen und eine Bronzefibel. Es knüpft sich daran eine Sage. Der Jäger Barend sollte nach einer Verkündigung durch ein starkes wildes Schwein seinen Tod finden. Auf Geheiss des Kurfürsten bleibt er von der Jagd zurück. Als er aber am Abend vom Wagen mit dem erlegten Wild die Sau herunterlangen will, entgleitet sie seinen Händen und reisst ihm mit dem Gewehr den Leib auf, dass die Eingeweide herausquellen. Jedesmal, wo er in qualvollem Schmerze zusammengebrochen, hat man einen Stein

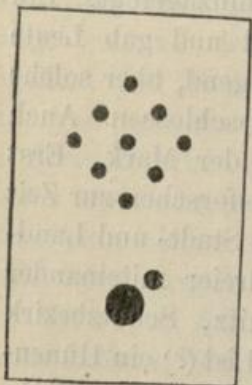
*) Vergleiche mein Wendisches Volkstum, 111. Anm. 3.

**) W. Schwartz, in der Zeitschrift für preussische Geschichte. 1867.

gesetzt, und einen besonderen da, wo er tot niedersank. Schon Grimm*) hat den Jäger Behrend mit dem Gotte Wodan verglichen, der im wilden Jäger bei uns fortlebt und den Namen Hackelbärend führt, und nach einer schwedischen Sage wurde Odin von einem Keiler getötet. Anderweitig giebt es auch „Bärenhügel“. Wenigstens eröffnete Herr Dr. Götze einen solchen „Bärenhügel“ bei Wohlsborn im Grossherzogtum Sachsen-Weimar. Darin vorgefundene Gebeine deuteten auf Menschenopfer. „Der Name „Bärenhügel“, schreibt Herr Dr. Götze**), „ist wohl nicht von „Bär“ abzuleiten, sondern reiht sich an die in Norddeutschland ziemlich häufigen „Bornhöcks“ an, welche meist auch Grabhügel sind. Es liegt hier das Wort „brennen“, englisch „to burn“, angelsächsisch „birnan“ (intrans.) und „baernan“ (trans.) zu Grunde; es sind also Hügel, welche mit grossen Feuern in Zusammenhang gebracht werden.“ Ich führe dies hier an, weil es ergibt, wie wertvoll es ist, auf solche alten volkstümlichen Namen zu achten.

Ich habe leider nicht feststellen können, ob etwa unter „Bärensgraff“ Altertümer in der Erde sich befanden.

21. Der Uhnschpeelschteen. Früher lag bei Wittstock der Eulenspiegelstein oder Eujenspielstein, platt im Volke genannt Uhnschpeelsteen. Er lag etwa 2 km östlich von Wittstock, und etwa 500 Schritt südlich von der Strasse ab, die von Wittstock nach Grossschulzendorf führt, fast an der Grossschulzendorfer Gränze, auf einem Felde des Bauern Bergemann, grade mitten auf der Schönung oder Miese dieses Ackerstücks. Er war nach einer Angabe etwa 10—12 Fuss lang und 6—8 Fuss breit und ragte drei Fuss über die Erde hervor. Ob diese Masse annähernd stimmen, muss dahingestellt bleiben. Es heisst auch: er war fast ebenso breit wie lang und rundlich. Oben, auf der Seite, wo er höher war, war ein grosses „Loch“ ausgehöhlt wie eine Schüssel oder Napf und etwa 1—1½ Zoll tief. Rechts von diesem grossen Loch,



aber etwas mehr nach vorn, war eine kleineres wie eine Untertasse. Ein paar Fuss ab von der grösseren Vertiefung, nach dem anderen Ende zu, waren 9 kleinere Löcher, so gross „wie Kegellöcher“ (d. h. wie die Kegel unten breit sind, etwa einen guten Schuh von einander entfernt und jedes etwa 1½ Zoll tief. Diesen Stein hat der Steinschläger Rathmann im Jahre 1848 mit Pulver gesprengt und es sind die Bruchstücke vermauert in einem Stallgebäude des Bauern Bergemann in Wittstock. Er soll ergeben haben 2—3 Schachtruten, etwa 15—18 Fuhren

*) Grimm, Mythologie. 1876. II. 767—770.

**) Zeitschrift für Ethnologie. 1893. Verhandlungen 142—146.

Stein. Diese Beschreibung gebe ich, in der Hauptsache, nach den wiederholentlichen Berichten des Vater Heinrich aus Wittstock. Doch haben mir noch mehre der angesehensten Bewohner von Wittstock das Vorhandensein des Steines bezeugt.

Die „Rede“ (Sage) war: „Uhnspheel hat auf dem Stein Schuhe geflickt und Kegel geschoben (auf den 9 Löchern). Das kleinere Loch war der „Pechnapp“, wie ihn die Schuster brauchen; in dem grossen hat er gesessen“, oder, nach anderer Fassung: „In das grosse Loch hat er sein Schusterwerkzeug rein gelegt, wenn er Schuhe geflickt.“ Eine alte Frau sagte mir, dass früher in Gross-Schulzendorf (?) die Jungen sich Kegeln gemacht haben, wie ein Finger so lang, von Holz, neune, mit dem König, und dass sie gesagt haben zu einander: „Will'n wi man nâ'n jroten Steen löpen unn Keeln schieben“, oder „nâ'n Soltpu'l.“ Sie sagten auch immer: „Da kommt einer und botzelt (auf dem Stein!)“, dem wollten sie „helfen schmieten“. Botzeln sagte man früher statt kegeln. — Es würden sich bei eingehender Nachforschung in Wittstock, Grossschulzendorf und Glieneck sicherlich genauere Nachrichten noch ergeben.

Es scheint, der Uhnspheelsteen war ein alter Opferstein, ein altes Heiligtum. Neun ist eine heilige Zahl. Dazu kommen die vertieften Näpfe und Schalen. Auch erscheint verdächtig, dass Eulenspiegel*) hier Schuhe geflickt. Wo gewisse Persönlichkeiten unsrer Sage mit Schuh oder Schustern zu thun haben, darf man, unter gewissen Umständen, dem Vorgang vielleicht höhere Bedeutung zumessen. Ich habe bereits früher auf eine Schusterei des Teufels hingewiesen**) im Hinblick auf das Teufelsloch im Teufelskopf am Hintersee in Oberbayern und füge dem hinzu, dass auch in den Pyrenäen Roland seinen Stiefel durch den Fels geworfen, wodurch eine Schlucht entstanden. Ich will indessen keine weiteren Vermutungen hier aussprechen. Es fehlt leider noch an einer zusammenfassenden Arbeit über diese alten Steindenkmäler der Mark. Es wäre eine leichte und sehr dankbare Aufgabe, in den wesentlichsten Angaben zusammenzustellen, was über solche Steine in Sagen der Mark und sonstigen Mitteilungen sich vorfindet. Es würden daraus ganz von selbst bestimmtere Gesichtspunkte sich ergeben.

Wir können uns vorstellen, dass dieser Opferstein einst dalag unter dem Schatten eines schönen alten Baumes, vielleicht einer Eiche oder Linde, vielleicht auch tempelartig geschützt durch ein Dach, umgeben von einem runden freien Platz, der wohl eingehegt war und das ganze umschlossen von einem heiligen Hain mit uralten Bäumen. Um den Stein versammelten sich dann die Gläubigen zum Gottesdienst,

*) Betreffs des Eulenspiegelsteins in Möllen möchte ich hinweisen auf die eingehenden Mitteilungen von E. Friedel in der Zeitschrift „Bär“. Berlin. 1894.

**) Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen. 1894. 252.

Gebete wurden verrichtet und Opfer wurden dargebracht. Oft war ein Heiligtum, wo ein grosser Stein war. Man hat in unsrer Zeit die Heiligtümer der Vorzeit zerstört und zerstören lassen, und jetzt sind andere daran, die Heiligtümer unserer Zeit zu zerstören.

Nach dem Vortrage teilte mir Herr General von Erkert freundlichst mit, dass im Russischen meshá (sh = französ. j) die Acker-Gränze heisst (sonst graniza Gränze) und mjésdu zwischen, und im Polnischen między (deutsch zu schreiben mi-éndszy) zwischen und dass die Tischler in Ostpreussen einen Einschnitt in Holz Mese nennen. Ich füge dem hinzu, dass im Oberwendischen mjeza (z = s), im Niederwendischen mjaza, Rain, Gränze bedeutet, ebenso von Pfuhl und Zwahr zurückgeführt auf mjez und mjazy, zwischen. Es ist deshalb das von mir aus dem Kreise Teltow erwähnte Wort Mi'se, gesprochen mit einem deutlichen Einschnitt zwischen i und e, aus dem Wendischen und entspricht auch im Sinn vollständig der mjaza und dem mjazy, weil es den Rain bildet am Acker oder sonstwie und gleichzeitig auch die Gränze.

Kleine Mitteilungen.

Geologie. Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft vom 6. Januar 1897.

„Herr Wahnschaffe sprach über Aufschlüsse im Diluvium bei Halbe an der Berlin-Görlitzer Eisenbahn.

Nahe bei der Station befinden sich drei tiefe Gruben der Vereinigten Halber Dampfziegeleien Aktiengesellschaft. Die daselbst abgebauten Thone bilden die ältesten Schichten des Diluvium und werden von den märkischen Braunkohlenbildungen unterteuft. Das Hangende des an einigen Stellen über 35 m mächtigen Thonlagers wird durch diluvialen Spathsand gebildet, der 6—10 m mächtig und in der am Rande der Diluvialhochfläche gelegenen Grube interglacialen Alters ist, dagegen in den beiden anderen in der Thalfläche befindlichen Gruben noch von jungdiluvialem Thalsande überlagert wird. Zwischen dem Thon und Sand bemerkt man eine aus oft sehr grossen und z. T. geschrammten Geschieben gebildete Steinsohle, die bis zu 0,5 m Mächtigkeit besitzt und als Rest eines zerstörten Unteren Geschiebemergels anzusehen sein dürfte. Der Sand zeigt nach unten zu häufig Einlagerungen von zerriebener Braunkohle und von Lignitgeröllen. Ausserdem kommen in ihm sowie in der Steinsohle zahlreiche Bernsteinstückchen vor. In der Steinsohle wurde vor kurzem eine sehr schön erhaltene, rechte Stange eines